

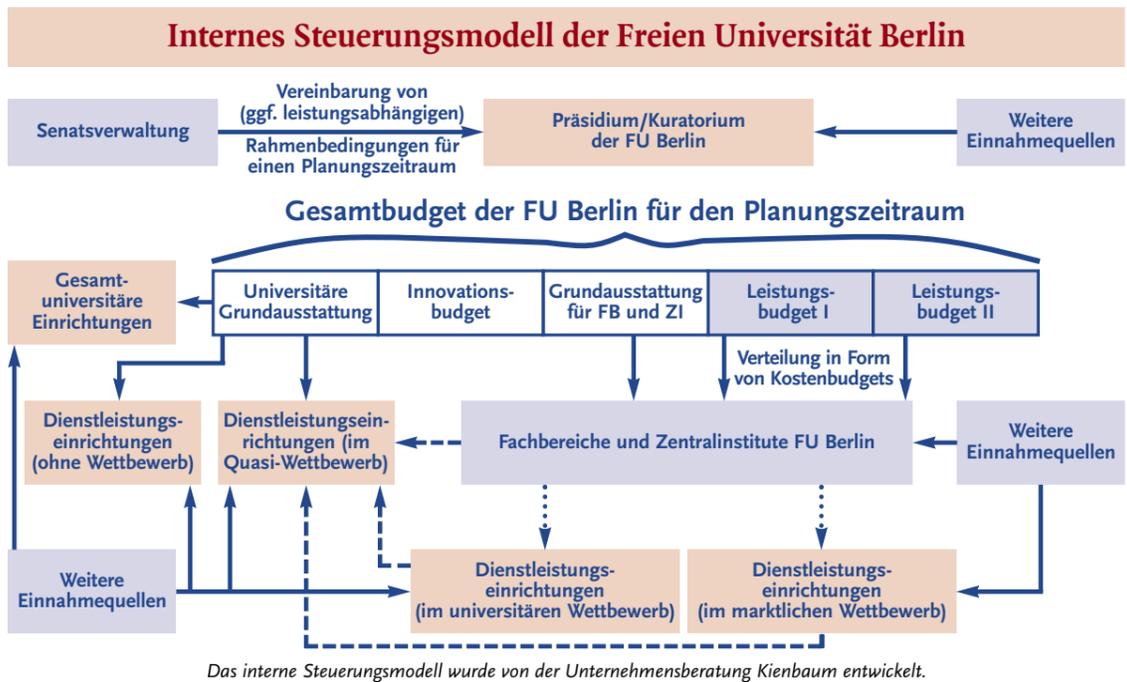


Die Freie Universität steht vor der Einführung der Kosten- und Leistungsrechnung

Der Wettbewerb beginnt

Seit Februar arbeitet die Planungskommission Kosten- und Leistungsrechnung an einer Empfehlung für ein Reformbudget der Freien Universität unter Leitung des Ersten Vizepräsidenten, Prof. Dr. Dieter Lenzen. Er schildert in seinem Beitrag die Dimensionen des weitreichenden Vorhabens.

Unsere Universität bezwingt in diesen Jahren einen Reform-Achttausender. Nach der abgeschlossenen Strukturplanung, die insbesondere den Sollstellenplan für das wissenschaftliche und nichtwissenschaftliche Personal fixiert hat und nach der Einführung der Teilgrundordnung, aufgrund derer Entscheidungsprozesse und Verantwortlichkeiten neu geregelt wurden, steht nun der Schlussstein an: die Einführung einer Kosten- und Leistungsrechnung, zu der wir vertraglich verpflichtet sind. Für eine akademische Einrichtung ist dieses zunächst einmal eine Zumutung. Wir haben uns daran gewöhnt, dass uns seitens unseres Auftraggebers, des Staates, die Mittel zur Erfüllung unserer Dienstpflichten zur Verfügung gestellt werden. Dazu wurden in der Vergangenheit im Rahmen der sogenannten kamerale Haushaltswirtschaft Haushaltspläne aufgestellt, in der Regel mit Modifikationen genehmigt und Haushaltsjahr für Haushaltsjahr exekutiert. Dieses Verfahren war so lange vorteilhaft, als sich die Hochschulen darauf verlassen konnten, dass die Finanzierung ihrer Aufgaben in der Regel gesichert war. Diese Sicherheit ist indessen in den 80er Jahren zunehmend geschwunden. Die daraus ständig erwachsende Notwirtschaft mit Stellensperren, Investitionsverschiebungen und Dezember-Fieber machte die Universitäten am Ende der 80er Jahre handlungsunfähig. Hinzu kam



Das interne Steuerungsmodell wurde von der Unternehmensberatung Kienbaum entwickelt.

die Umverteilung durch die Reanimation der Humboldt-Universität. Kurz: Das Instrument der Hochschulverträge brachte erst wieder Planungssicherheit, allerdings auf einem deutlich niedrigeren Niveau der finanziellen Ausstattung. Diese Rahmenbedingungen, zu denen auch noch die Verpflichtung gehört, für die Universität eine einheitliche Verwaltungssoftware einzuführen, haben es erforderlich gemacht, zur sachgerechten Umsetzung des gesetzlichen Auftrages die Unternehmensberatung Kienbaum mit der Erstellung eines Fachkonzepts zu beauftragen. Nachdem dieses vorlag, hat das Präsidium eine Planungsgruppe Kosten- und Leistungsrechnung eingesetzt, die nunmehr für das Präsidium, den Akademischen Senat und das Kuratorium eine Empfehlung erarbeiten wird.

Zielvereinbarungen berücksichtigt zu werden. Die Zielvereinbarungen sind das Instrument, welches Ausgabenentscheidungen im Leistungsbudget II steuert. Während die Verteilung des Leistungsbudgets I einer ex-post-Honorie-



Prof. Dr. Dieter Lenzen ist Vorsitzender der Planungsgruppe Kosten- und Leistungsrechnung.

FU-BUDGET WIRD IN FÜNF TEILE GESCHNITTEN

Die Empfehlung muss letztendlich zu einer Neuschneidung der fünf großen Teile des künftigen FU-Budgets führen: Grundausstattung der FU – Innovationsbudget – Grundausstattung der Fachbereiche – Leistungsbudget I – Leistungsbudget II. Diese Schneidung wird die über Jahrzehnte mitgeschleppten historischen Zufälligkeiten der Ausstattung in den einzelnen Bereichen überprüfen müssen, weil durch eine mehrfache Änderung der Fachbereichszahlen und -grenzen eine sachgerechte Alimentierung kaum noch irgendwo gegeben ist. Aus diesem Grunde hat die Planungsgruppe alle Fachbereiche angehört, um zu erfahren, welche Tatbestände künftig aus der Sicht der Fachbereiche zu deren Grundausstattung gehören sollen, wie sie die Leistungskriterien beurteilen, nach denen Ex-post-outputs mit Leistungsmitteln „belohnt“ werden und welche besonderen Sachverhalte in mittlerer Zukunft Anlass sein könnten, im Rahmen von

Leistungsbudgets II an die Fachbereiche und Zentralinstitute anhand zukünftig zu erbringender Leistungen.

Bei der Anhörung wurde sichtbar, dass in einer Reihe von Sachverhalten große Einigkeit zwischen den Fachbereichen besteht, z. B. hinsichtlich der Anerkennung der Bibliotheken als Grundausstattungsbedarf. Ebenso besteht Einigkeit darüber, dass im Gegensatz zur Auffassung der Senatsverwaltung Publikationen ein sehr wesentlicher Leistungsindikator sind. Bei den jüngsten Verhandlungen über die neuen Hochschulverträge konnten diese als Parameter für die künftig stattfindende leistungsbezogene Mittelverteilung auf die Hochschulen des Landes Berlin nicht durchgesetzt werden. Stattdessen greifen künftig die drei Leistungsblöcke *Forschung, Lehre und Gleichstellungskriterien*. Leistungsparameter in der Forschung sind:

- Anteil der Drittmittelausgaben
- Anteil der Promotionen
- Anteil der Alexander-von-Humboldt-Stipendiaten und -Preisträger

Leistungsparameter in der Lehre sind:

- Zahl der Studierenden in der Regelstudienzeit bezogen auf die Zahl der Studienplätze
 - Zahl der Absolventen bezogen auf die Zahl der Studierenden in der Jahrgangsstärke
 - Anzahl der Absolventen in der Regelstudienzeit plus zwei Semester bezogen auf die Zahl der Absolventen insgesamt
 - Anzahl ausländischer Absolventen bezogen auf die Gesamtzahl der Absolventen
- Leistungsparameter für die Gleichstellung sind:
- Anzahl der Professorinnen, der Promotionen und der Absolventinnen jeweils bezogen auf die Gesamtzahl der Fälle

Die Planungsgruppe wird den Gremien insgesamt Empfehlungen zu folgenden Fragen geben:

1. In welchem prozentualen Verhältnis sollen die fünf Budgetteile der Freien Universität zueinander stehen?
2. Welche Aufgaben der Fachbereiche müssen leistungsunabhängig finanziert werden und gehören deshalb zur Grundausstattung?
3. Wie werden die Leistungsparameter der Wissenschaftsverwaltung auf die internen Leistungsparameter so heruntergebrochen, dass sie leistungswirksam sind und damit zur Einwerbung möglichst hoher Finanzmittel für die FU führen?
4. Welche zusätzlichen Leistungsparameter sollen für die interne Mittelvergabe im Leistungsbudget I gelten?
5. In welchem Verhältnis sollen die Leistungsparameter zueinander stehen, und wie werden sie rechnerisch wirksam (z. B. Punktesystem, Output-Anteile o. ä.)?
6. Welche universitären, nicht beeinflussbaren künftigen Ereignisse werden zu berücksichtigen sein, z. B. kostenträ-



Quelle: Kienbaum

AUS DEM INHALT

- Studienzeiten in Berlin und andernorts
SEITE 2/3
ABGEHÄNGT VOM BUMMELZUG?
- Vom Sprechen bei der Arbeit
SEITE 11
EXPEDITION DURCH
DIE GESCHICHTE DES KLATSCHES

tige Gesetzesänderungen bei der Betriebssicherheit, investitionsintensive Berufungen usw., die im Rahmen von Zielvereinbarungen im Leistungsbudget II zu berücksichtigen sind?

Die Planungsgruppe beabsichtigt, den ersten Teil ihrer Empfehlung noch vor der Sommerpause vorzulegen. Sie umfasst die wissenschaftlichen Einrichtungen. Am Beginn des Wintersemesters sollen den Gremien die Empfehlungen zu den nichtwissenschaftlichen Einrichtungen, insbesondere zu den Verwaltungsabteilungen, vorgelegt werden, die z. Z. angehört werden. Denn auch hier, wie überall im Öffentlichen Dienst, werden Zuwendungen auch dahingehend überprüft werden müssen, ob sie künftig leistungsgebunden sein können. Die große Budgetreform kann allenthalben beides wecken: Hoffnungen auf Besserstellung und Befürchtungen vor Ausstattungseinschnitten. Eine solche Reform kann deshalb nur erfolgreich sein, wenn sie nicht zu Verwerfungen führt, die die Mitglieder der Universität nicht tragen können. Eine parallel zur Planungsgruppe wirkende Arbeitsgruppe Kosten- und Leistungsrechnung der Verwaltung führt deshalb ständig Modellrechnungen durch, die die Folgen der Veränderung einzelner Parameter abschätzbar machen. Die Gremien unserer Universität stehen deshalb vor der schwierigen Aufgabe, eine Reform zu beschließen, die einerseits zukunftsweisend ist, ohne gleichzeitig alles in Frage zu stellen, die aber auch Leistungsverbesserungen möglich macht, ohne gleichzeitig alles beim Alten zu lassen. Denn durch die neuen Hochschulverträge können bis zu 170 Mio. DM unter den Hochschulen des Landes Berlin neu umverteilt werden. Dabei wird eine Hochschule keine Zukunft haben, die sich den externen Leistungserwartungen nicht stellt. Dabei trotzdem den inneren Frieden zu bewahren und das Gefühl dafür, dass die Tätigkeit aller FU-Angehörigen wertgeschätzt wird, verlangt weise Entscheidungen unserer Gremien.

Prof. Dr. Dieter Lenzen
Erster Vizepräsident der
Freien Universität Berlin

Mitglieder der Planungsgruppe Kosten- und Leistungsrechnung

- Prof. Dr. Dieter Lenzen, Erster Vizepräsident
 - Prof. Dr. Gerhard Braun, Vizepräsident
 - Peter Lange, Kanzler m. d. W. b.
 - Prof. Dr. Mechthild Leutner, Geschäftsführende Direktorin des Instituts für Ostasien und Vorderer Orient
 - Prof. Dr. Georg Schreyögg, Prodekan des Fachbereichs Wirtschaftswissenschaft
 - Prof. Dr. Konrad Seppelt, Dekan des Fachbereichs Biologie, Chemie, Pharmazie
 - Dr. Matthias Dannenberg, Verwaltungsleiter des Fachbereichs Philosophie und Geisteswissenschaften
 - Karin Schulmeister, Mitglied des Kuratoriums der FU, Sachbearbeiterin im Fachbereich Biologie, Chemie, Pharmazie
- Die Planungsgruppe wird in der Verwaltung von Wolfgang Krieger und Michael Wilmers betreut

Studienzeiten in Berlin und andernorts

Abgehängt vom Bummelzug?

Die Freie Universität ist eine Bildungsinstitution, an der gern und lang studiert wird. Zu lang meinen viele Kritiker, die jetzt durch ein Gutachten des Wissenschaftsrats neue Munition erhalten haben. Tatsächlich geben die überwiegend schlechten Platzierungen der FU im bundesweiten Vergleich Anlass zur Besorgnis. Zwar schneiden auch andere Unis mit hohem Renommee, wie die Universität Tübingen, relativ schlecht ab, doch erzielen einige Universitäten auch sehr gute Werte: Vor allem Hochschulen in den neuen Bundesländern und südlich des Weißwurstäquators bilden ihre Studierenden schneller aus. Da ist die Prognose des Wissenschaftsrats, dass sich das Studienverhalten und damit die Studienzeiten in den neuen Ländern denen im Westen angleichen werden, nur ein schwacher Trost. Was ist zu tun? Woran sollten sich die Bildungsplaner hüben und drüben orientieren? Verstohlen schauen einige nach Bayern. Dort wird unzweifelhaft zügiger studiert: Wer in München oder Würzburg ein Studium beginnt, ist voraussichtlich mehrere Semester schneller mit der Ausbildung fertig als die Kommilitoninnen und Kommilitonen in Berlin. Nicht nur die FU, sondern auch die Humboldt-Universität und die Technische Universität schneiden im Studienzeit-Ranking eher schlecht ab. Zwar wissen alle Insider, dass die Länge eines Studiums wenig über dessen Qualität aussagt, gleichwohl hüten sie sich davor, den Befund zu ignorieren, denn die Studiendauer ist in der öffentlichen Wahrnehmung ein wichtiger Aspekt bei der Gesamtbewertung einer Universität. In Zukunft hat die durchschnittliche Studiendauer auch weitreichende und direkte Konsequenzen für die Haushalte der Berliner Universitäten. Die Mittelzuweisung durch den Senat wird künftig anhand zahlreicher Indikatoren vorgenommen. Zu den leistungsabhängigen Indikatoren zählt auch die Studiendauer. Studierende mit langen Studienzeiten schmälern also die Einkünfte der Unis.

Über die Gründe für die traditionell langen Studienzeiten in Berlin ist schon viel spekuliert worden: Die Verlockungen der Großstadt, hört man immer wieder, würden die jungen Menschen all zu sehr von ihren

Studienpflichten ablenken. Da stellt sich allerdings die Frage, weshalb es in München und Dresden schneller geht. An der fehlenden Sperrstunde kann es doch allein wohl nicht liegen. Und auch das Argument von den höheren Lebenshaltungskosten, die zum Jobben zwingen, was wiederum die Studienzeit verlängere, verfängt nicht. München ist bekanntlich noch teurer als Berlin, und auch in ostdeutschen Großstädten ist das Studium inzwischen nicht mehr für 'n Appel und 'n Ei zu haben. Die äußeren Rahmenbedingungen des Studiums – soviel lässt sich feststellen – bedingen nicht zwangsläufig ein bestimmtes Studienverhalten. Ursachenforschung sollte deshalb primär nach innen gerichtet sein. Wie ist der Studienbetrieb organisiert? Bauen Lehrveranstaltungen inhaltlich aufeinander auf oder stehen sie beziehungslos nebeneinander? Werden Studierende von ihren Professoren systematisch angeleitet oder sind sie ihnen nur eine (Über)last?

Auffällig ist, dass die FU nirgendwo durch besonders kurze Studiendauern glänzen kann, allein einige Platzierungen im gehobenen Mittelfeld zeigen, dass auch an der FU flott studiert werden kann. Gerade bei weitgehend „verschulten“ Studienfächern wie Human- oder Veterinärmedizin sieht die FU nicht schlecht aus, auch in Biochemie und Physik schließen die meisten Studierenden innerhalb der

Regelstudienzeit plus zwei Semester Toleranz ab. In den letztgenannten Fächern wollen die Lehrenden, dass die Studierenden nach möglichst kurzer Zeit ins Examen gehen: Folglich mangelt es auch nicht an professoraler Unterstützung.

aber auch kein Grund zur Panik, denn die Platzierungen der Berliner Universitäten in diesem Ranking sagen nur wenig über das tatsächliche Studienverhalten des Berliner Durchschnittsstudierenden aus. Dieser verhält sich – studententechnisch be-

beugen: Betrachtet man die Zeit, nach der 50 Prozent der Studierenden ihren Abschluss bereits in der Tasche haben, erhält man den sogenannten Medianwert. Die Medianwerte der Studienzeiten in den geistes- und sozialwissenschaftlichen Studiengängen an der FU sind zwar meistens auch noch höher als die an



trachtet – durchaus normal. Was in der Statistik negativ zu Buche schlägt, ist der hohe Anteil an Langzeitstudierenden in Berlin, die 20 bis 30 Semester auf dem Buckel haben. Sie verschlechtern deutlich die Durchschnittswerte. Realitätsnäher und deshalb aussagekräftiger sind Betrachtungen, die diesen statistischen Verzerrungen vor-

anderen Hochschulen, aber sie liegen deutlich näher am Bundesdurchschnitt als die undifferenzierte statistische Ermittlung. Dieses veranschaulicht auch die unten stehende Tabelle der Medianwerte einiger ausgewählter FU-Studiengänge im Jahr 1998. Sind die aufgeregten Kommentare in den Berliner Zeitungen deshalb unbegründet? Wohl kaum. Die FU-Nachrichten wollten wissen, wie das Präsidium die Lage einschätzt. Uwe Nef und Niclas Dewitz sprachen darüber im nachfolgenden Interview mit der Vizepräsidentin Prof. Dr. Gisela Klann-Delius.



direkt am U-Bahnhof Dahlem-Dorf

Der kurze Weg zur Semesterliteratur.

Unsere kleine Außenstelle an der Mensa in der Silberlaube hält eine Auswahl von Semesterliteratur für Sie bereit. Schleichers in der Silberlaube: Kiebitzweg 26 (an der Mensa) • 14195 Berlin • Tel. 83 22 91 36
Das komplette Sortiment finden Sie in unserem Hauptgeschäft auf beiden Seiten der Königin-Luise-Straße.

Schleichers

■ BUCHHANDLUNG DAHLEM-DORF

Interview mit Prof. Dr. Gisela Klann-Delius, Vizepräsidentin der Freien Universität Berlin

„Wenn die neuen Bachelor- und Master-Studiengänge intelligent modularisiert sind, erwarte ich davon eine deutliche Verkürzung der Studienzeiten.“

Der Wissenschaftsrat hat in seiner Studie festgestellt, dass die Studienzeiten an der FU in den meisten Fächern überdurchschnittlich lang sind. Was sind Ihrer Meinung nach die Gründe dafür?

Dafür lässt sich nicht ein einfacher Grund nennen, man muss schon die Fächergruppen unterscheiden, denke ich. Problematisch sieht es in einigen Lehramtsfächern aus. In den Bereichen, wo ein relativ reglementierter Studienablauf vorgesehen ist, also etwa

Zahnmedizin, Humanmedizin, Veterinärmedizin und so weiter, entsprechen die Studienzeiten in etwa den Regelstudienzeiten. Im Mittelfeld liegen die Geistes- und Sozialwissenschaften.

Sehen Sie Handlungsbedarf?

Aber entschieden! Ich würde das allerdings gerne ein bisschen differenzieren: Es geht mir nicht darum zu sagen, lang wäre in solchen Fällen immer schlecht. Es gibt bestimmte wichtige Gründe, weshalb da Handlungsbedarf besteht. Ein notorisches Argument ist: Unsere Absolventen kommen in der Regel zu spät auf den Arbeitsmarkt. Die Industrie will mit solchen alten Zauseln nichts Rechtes mehr anfangen. Ein anderer wichtiger Anlass, etwas zu tun, ist in Berlin aber auch, dass in der Zuweisung der Finanzen für die Hochschulen mittlerweile sogenannte Leistungsparameter eine Rolle spielen. Ein wichtiger Leistungsparameter ist zum Beispiel die faktische Studienzzeit im Verhältnis zur Regelstudienzzeit und die Anzahl der Absolventen. Also die ganzen quantitativen Parameter des Studienerfolgs. Die sagen nun nicht so schrecklich viel über die Qualität des Studiums aus. Es gibt immer das Lob für die angelsächsischen Studierenden, dass sie relativ bündig studieren. Von den Kollegen aus diesen Ländern hört man aber auch häufig den neiderfüllten Kommentar, dass sie gern so selbständige und so umfassend gebildete junge Leute wie bei uns hätten.

Wo liegen denn die Ursachen dafür, dass gerade in den Geistes- und Kulturwissenschaften in einer Reihe von Studiengängen bei uns bis zu fünf Semester länger studiert wird als an den schnellsten Hochschulen in Deutschland? Ist das ein hausgemachtes Problem: Haben wir unsere Studiengänge vielleicht nicht angemessen organisiert und strukturiert?

Da gibt es sicher mehrere Faktoren. Ein wichtiger Faktor ist ein relativ hohes Anspruchsniveau unter den Studierenden und den Dozierenden. Gerade in den Geisteswissenschaften herrscht so ein bisschen das Klima: Man lernt nie aus und man kann eigentlich nie genug lernen und dazulernen. Ein weiterer Grund ist, dass insbesondere im Hauptstudium relativ wenig Struktur vorgegeben wird. Auffällig ist ja – ich spreche jetzt für meinen Bereich Philosophie/Geisteswissenschaften – dass in der Regel das Grundstudium relativ zügig durchlaufen wird. Erst nach der Zwischenprüfung kommt die große Hängepartie. Das liegt zu großen Teilen daran, dass das Angebot im Hauptstudium nicht ersichtlich genug auf mögliche Abschlüsse hin angeboten wird. Auch das Betreuungsverhältnis ist nicht optimal. Es ist schwierig, in einem Seminar mit 60 Teilnehmern alle Arbeiten sorgfältig zu korrigieren und zugleich persönlichen Kontakt zu den jungen Menschen zu unterhalten.

Welche Maßnahmen schlagen Sie vor, um die Studienorganisation zu verbessern? Es gibt verschiedene Vorstellungen, die in den Fachbereichen entwickelt wurden. Dazu gehören Mentorenmodelle, Verlängerung und Intensivierung der Beratungstätigkeit, stärkere Strukturierung der Angebote im Hauptstudium, gezieltere Abschlussberatung. Eine andere Maßnahme eher technischer Art ist ebenfalls vielversprechend: Geblockte Prüfungszeiten. Wenn es klar wäre, wie das in manchen Bereichen schon üblich ist, dass die erste Semesterwoche Prüfungszeit ist, gäbe es mehr Übersichtlichkeit und Verlässlichkeit.

Was erwarten Sie von den neuen Bachelor- und Master-Studiengängen? Wenn sie intelligent modularisiert sind, erwarte ich davon, gerade weil sie mit einem studienbegleitenden Prüfungssystem verbunden sind, eine deutliche Verkürzung der Studienzeiten. Insgesamt erhoffe ich mir, dass keine Qualitätsreduktion des Studiums eintritt, sondern vielmehr eine größere Verbindlichkeit und auch die Möglichkeit, etappenweise die Prüfungsleistungen abzuarbeiten.

Wie stehen Sie zu Studiengebühren? Ich denke, in einer Gesellschaft, die so viel privaten Reichtum akkumuliert hat, der allerdings nicht gleich verteilt ist, ist es legitim darüber nachzudenken, ob nicht Studiengebühren sinnvoll wären. Das macht aber nur unter zwei Bedingungen Sinn. Zum einen dürfen keine sozialen Härten geschaffen werden. Es ist im Moment schon so, dass der Anteil der Studierenden aus den sogenannten schwächeren sozialen Schichten immer mehr zurückgeht. Dieser Trend

sollte durch Studiengebühren keinesfalls befördert werden. Eine Gesellschaft braucht die Möglichkeit, alle intellektuellen Kapazitäten auszuschöpfen. Die zweite Bedingung ist die, dass Studiengebühren nur dann Sinn machen, wenn die Universität diese Gebühren auch selber zur Verbesserung der Lehre und der Studienbedingungen nutzen kann. Das allerdings ist nach meinem Wissen nicht gesichert.

An der TU Dresden werden Germanistik-Studierende, die nach fünf Semestern keine Zwischenprüfung und nach 13 Semestern noch kein Examen haben, gnadenlos exmatrikuliert. Halten Sie ein solches System für sinnvoll?

Also nach fünf Semestern ohne Zwischenprüfung zu exmatrikulieren, halte ich für ziemlich absonderlich. Die meisten und in der Regel nicht immer die schlechtesten Studierenden brauchen mindestens das erste Semester zur Orientierung. Danach ist man ganz fix bei fünf Semestern. Dann eine Straffaktion zu starten und einfach zu exmatrikulieren, finde ich unsinnig. Auf der anderen Seite denke ich, dass es sich eine Universität auch nicht bieten lassen kann, wenn eine große Anzahl von – ich sag es mal despektierlich – „Spenrittern“ an der Universität eingeschrieben ist, die bei der leistungsbezogenen Mittelvergabe durch den Senator mitgezählt wird und uns durchaus was kostet. Solchen Personen sollte man Sanktionen durchaus zumuten.

Kann die Betreuung der Studierenden nicht recht schnell durch eine Erweiterung der knappen Sprechzeiten bei den Professoren verbessert werden?

Also die Sprechzeiten sind nicht in jedem Falle knapp. Ich sehe da aber keinen prinzipiellen Hinderungsgrund. Das müsste doch leicht machbar sein. Wir sind ja gerade mit der Verbesserung der Lehre im Rahmen des Lehrvaluationsberichts befasst und das wäre eine Anregung.

In NRW gibt es eine Präsenzpflicht für Professoren. Dort können die Studierenden jetzt mehr als früher davon ausgehen, dass ihr Professor an der Uni erreichbar ist. Gibt es nachvollziehbare Einwände von Professorenseite gegen solch eine Regelung?

Ich persönlich hätte nichts dagegen, weil ich die Marotte entwickelt hatte, immer im Institut zu arbeiten, zumindest in der sogenannten Kernarbeitszeit, weil man auch als Geisteswissenschaftlerin auf Technik angewiesen sein kann. Viele arbeiten in Bibliotheken, das ist deren Arbeitsmittel, und die können sie nun wirklich nicht zur Präsenz vergattern. Aber im flexiblen Rahmen etwas mehr Präsenz und längere Beratungs- und Sprechstundenzeiten einzuführen, wäre sicherlich eine Anregung, die man mit Nachdruck weitergeben könnte.

Der französische Soziologe Pierre Bourdieu hat von einer „heimlichen Komplizenschaft“ von Studierenden und Professoren gesprochen, nach der auf beiden Seiten der Grundsatz gilt: „Förderst Du nichts von mir, fordere ich auch nichts von dir“. In der Presse ist dieses Erklärungsmuster in jüngster Zeit wieder aufgetaucht. Wie stehen Sie dazu?

Das ist eine windschnittige Formulierung, die jeder sachlichen Grundlage entbehrt. Was soll ich mir denn darunter vorstellen, unter „heimlicher Komplizenschaft“? Die Professoren wären ja horndumm, wollten sie sich in solche Komplizenschaft hineinbegeben, denn sie lernen ja von den Studierenden: Zum Beispiel, wie sie ihre Ideen und ihr Wissen strukturiert rüberbringen. Das ist ein wunderbares Feedback, das man bekommt. Ich kann mir schwer vorstellen, dass diese Komplizenschaft durchgängig wäre. Den Tenor, dass man eigentlich nichts miteinander zu tun haben will, halte ich für ziemlich abseitig.

Gibt es auch Defizite auf Seiten der Studierenden, die lange Studienzeiten bedingen? Ich würde das nicht Defizit nennen. Studierende geraten häufig, aus welchen Gründen auch immer, in persönliche Krisen und haben dann natürlich große Schwierigkeiten, das Studium zu bewältigen. Häufig sind es überzogene Selbstansprüche, gepaart mit dem Ausstieg aus der aktiven Beteiligung, mit Schreibschwierigkeiten und, und, und. Manche sind auch einfach schlicht überfordert. Denen wurde nicht rechtzeitig gesteckt: „Ich glaube, Studium ist nichts für Dich.“ Da glaube ich, sollten wir auch deutlich tätig werden und die Professoren ermuntern, die Zwischen- oder Vordiplomprüfungen auch als Anlässe zu nutzen, diesen Studierenden alternative Ausbildungswege zu empfehlen.

Auch die Studienzeiten in den Lehramtsfächern sind an der FU recht lang. Was wird dort in nächster Zeit geschehen?

Was die Senatsverwaltung offenkundig tun wird, ist die überaus schleppenden Prüfungsabläufe zu durchforsten. Es dauert mindestens ein Jahr, bis so ein Staatsexamen abgeschlossen ist. Auch muss man schauen, ob die relativ hohen Anforderungen in den Lehramtsstudiengängen nicht neu überdacht werden können. Man sollte versuchen, auch die Lehrerausbildung in die gestuften Studiengänge (Bachelor- und Master-



Dr. Gisela Klann-Delius ist im Präsidium u.a. für Lehre und Studium, Evaluation von Studiengängen sowie Absolventenverbleib zuständig.

studiengänge, Anm. der Red.) einzubeziehen. Das wäre sicherlich eine sehr förderliche Maßnahme.

Trotz der schlechten Zahlen: Was spricht für die FU Berlin als Studienort?

Ein auch von externen Gutachtern immer wieder hochgelobtes Faktum ist, dass wir in vielen Bereichen ungewöhnlich selbstständige, ungewöhnlich kritisch denkende und kluge Studierende haben. Auch haben wir nicht allzu wenige engagierte, kritisch denkende Lehrkräfte – unter den Professoren, wie im Mittelbau. Die Infrastruktur der FU ist, was Bibliotheken, also Bücherversorgung und so weiter angeht, trotz aller Kürzungen vergleichsweise gut. Was die neuen Technologien angeht, kann man nur hoffen, dass es demnächst moderner zugehen wird. Da sind wir in vielen Bereichen hoffnungslos veraltet.

Dewitz/Nef

Durchschnittliche Studienzeiten

Studiengang	Durchschnittliche Studiendauer in der BRD in Semestern (Medianwert)	Durchschnittliche Studiendauer an der FU Berlin in Semestern (Medianwert)
Biochemie	9,8	10,1
Meteorologie	12,5	11,5
Humanmedizin	13,0	13,0
Geographie	12,9	13,3
Betriebswirtschaftslehre	10,9	11,4
Rechtswissenschaft	8,9	9,8
Volkswirtschaftslehre	11,3	12,3
Chemie	11,6	13,8
Germanistik	12,3	14,0
Geschichte	12,5	14,0
Anglistik (Lehramt)	11,6	13,5
Romanistik (Lehramt)	12,0	13,5
Geschichte (Lehramt)	12,2	14,0
Anglistik	11,9	14,3
Mathematik (Lehramt)	11,6	14,0
Biologie (Lehramt)	12,0	14,6
Theaterwissenschaft	11,8	16,1

Durchschnittliche Studienzeiten einiger Studiengänge im Vergleich: In den Geisteswissenschaften und Lehramtsstudiengängen schneidet die FU eher mäßig ab.

Quelle: Wissenschaftsrat, Entwicklung der Fachstudienlängen an Universitäten von 1990 bis 1998, Köln 2001.

BDI-Vizepräsident Henkel bei Immatrikulationsfeier ausgepiffen und angegriffen

Spannung entlud sich im Tumult

An Hans Olaf Henkel scheiden sich die Geister – auch an der FU. Für die einen ist er ein Demagoge, für die anderen ein Mann mit Zivilcourage, der unbequeme Wahrheiten verkündet. Über seine Thesen kann man streiten. In der Immatrikulationsfeier am 18. April sorgte eine Hand voll Teilnehmer für Tumult. Dabei hatte alles ganz friedlich angefangen.

Bereits um 9.00 Uhr waren zahlreiche Neuimmatrikulierte in den Henry-Ford-Bau gekommen, um sich im Foyer an den Informationsständen verschiedener FU-Einrichtungen beraten zu lassen. Als die Feier um 10 Uhr c.t. mit der musikalischen Einleitung begann, schien die Feier einen harmonischen Verlauf zu nehmen. Der neue Dekan des Fachbereichs Wirtschaftswissenschaft, Prof. Alfred Kuß, und FU-Präsident Peter Gaegtens begrüßten das Auditorium. Prof. Gaegtens ermunterte die Studierenden zur Kritik und Toleranz. Das erfordere die Bereitschaft zum Zuhören. Zum Studium gehöre nicht nur die Aneignung von Fachwissen, sondern auch die Entwicklung der Persönlichkeit. Besonders willkommen hieß der Präsident die ausländischen Studierenden.

Danach sprach Mark Schauer, ein Vertreter des AstA, der der Einladung des FU-Präsidiums zur Begrüßung der Neuimmatrikulierten gefolgt war. Er attackierte Henkel mit scharfen Worten als Repräsentant des Neoliberalismus, als Protagonist von Studiengebühren und als Gefahr für die Solidarität in der Gesellschaft. Die Einladung von Henkel als Gastredner bezeichnete er als einen Schritt, „elitäres Gemaschel salonfähig zu machen“. Erst nach der symbolischen Verleihung der Immatrikulationsurkunden an Studierende der zwölf FU-Fachbereiche trat Henkel ans Rednerpult. Als er das Thema seines Festvortrags „Freiheit oder Gleichheit“ nannte, brach ein Pfeifkonzert los.

Hans Olaf Henkel – souverän bis zum Schluss.



Immatrikulationsfeier mit Showeinlage:
Eine Hand voll Störer warf im Audimax mit „gefälschten“ Geldscheinen um sich.

Etwa zehn bis zwanzig Personen unter den etwa 800 Anwesenden entrollten Transparente und störten von allen Seiten mit Trillerpfeifen und Zwischenrufen. Henkel reagierte auf die Attacken mit Gelassenheit. „Was schauen Sie so betrübt. Mir geht es gut“, stellte der Vizepräsident des Bundesverbands der Deutschen Industrie zum Amusement der Mehrheit des Publikums im Saal lakonisch fest. Die aber war über die Störungen deutlich verärgert. Es kam sogar zu kleinen Rangeleien, als ein Zuhörer

versuchte, einem Störer die Trillerpfeife zu entreißen. „Das ist Meinungsfreiheit, die Sie für sich in Anspruch nehmen, anderen aber verweigern“, kommentierte eine ältere Zuhörerin das Verhalten der Störer empört. Mehrfach forderte Prof. Gaegtens vergeblich dazu auf, den Gast ausreden zu lassen. Andere sprechen zu lassen, sei das „Minimum einer Universität“. Andernfalls müsse die Veranstal-

tung abgebrochen werden. Dazu kam es dank der Souveränität von Henkel letztlich nicht. Zwar wurde seine Rede häufig unterbrochen, aber seine zentralen Thesen verkündete er unbeirrt. Der designierte Leiter der Wissenschaftsgemeinschaft Gottfried Wilhelm Leibniz betonte den Wert von Freiheit und Solidarität als Voraussetzungen für die sozialen Errungenschaften der Bundesrepublik. Die deutsche Gesellschaft sei so solidarisch wie noch nie zuvor und könne stolz darauf sein. „Kennen Sie ein Land, in dem der Unterschied zwischen Arm und Reich geringer ist als hier?“, fragte er nicht nur als Reaktion auf die Demonstranten. „Wir können nie genug für die Armen und Benachteiligten unserer Gesellschaft tun“, so Henkel. Doch Gleichheit dürfe nie soweit gehen, dass am Ende alle gleich arm seien.

Nach der Veranstaltung kam es zu einem tätlichen Angriff auf Henkel: Ein Demonstrant bewarf den Gastredner beim Verlassen des Hörsaals mit einer Torte, die ihn glücklicherweise nur streifte. Den Sicherheitskräften gelang es nicht, den Täter zu ergreifen. Auch diese Attacke konnte Henkel nicht aus der Ruhe bringen. Ohne Garderobenwechsel verließ er die FU und soll dem Vernehmen nach „mit ein bisschen grüner Farbe im Haar“ seine restlichen Termine wahrgenommen haben. Der AstA-Vertreter distanzierte sich nachträglich von den Störern, die er angeblich nicht kannte.

Robert Ratz/Uwe Nef



Betretene Mienen nach der Veranstaltung.

Ruderregatta in Grünau

Reif für Platz 1

Wie schon in den beiden Jahren zuvor werden sich die Ruderer der drei Berliner Universitäten auch in diesem Jahr am Sonntag, dem 27. Mai um 13 Uhr kräftig in die Riemen legen. Auf der traditionsreichen Regattastrecke in Berlin-Grünau gilt es, über die Distanz von 500 Metern den diesjährigen Champion zu ermitteln.



Hoffentlich immer eine Hand breit Wasser unterm Kiel: die Crew der FU

Für die FU nehmen die Vizepräsidentin Prof. Dr. Gisela Klann-Delius, Vizepräsident Prof. Dr. Gerhard Braun, dessen persönlicher Referent Christian Breßler, Kanzler Peter Lange, dessen Referent Michael Wilmes und Andrea Syring, persönliche Referentin des Präsidenten, teil.

Komplettiert wird das Team durch Heinz-Michael Sendzik und Marie Schallehn von der Zentraleinrichtung Hochschulsport. Prof. Gaegtens kann an diesem Wettstreit nicht teilnehmen, weil er sich auf einer Dienstreise im Ausland befindet.

Die FU-Crew – unter der Leitung von Heinz-Michael Sendzik – hat sich diesmal viel vorgenommen: Sie will als erste über die Ziellinie rudern. Letztes Jahr reichte es nur für Platz zwei, im Jahr davor musste man sich sogar mit dem dritten Platz begnügen. Zuschauer, die das Team der FU anfeuern wollen, sind herzlich willkommen.

Bernd Wannemacher

MELDUNGEN

Japanologin der FU erhält Eugen und Ilse Seibold-Preis

Die FU-Professorin Dr. Irmela Hijiya-Kirschner hat den diesjährigen Eugen und Ilse Seibold-Preis erhalten. Der mit 20.000 DM ausgestattete Preis geht alle zwei Jahre von der deutschen Forschungsgemeinschaft an einen deutschen und einen japanischen Wissenschaftler. Ziel des Preises ist die Förderung von Austausch und Verständigung zwischen den beiden Ländern, speziell in der Wissenschaft. Der Eugen und Ilse Seibold-Preis wird abwechselnd für wissenschaftliche Leistungen auf den Gebieten der Geistes- und Sozialwissenschaften sowie der Natur- und Ingenieurwissenschaften verliehen.

15 Jahre Forschungsstelle für Umweltpolitik

Die Forschungsstelle für Umweltpolitik (FFU) der Freien Universität feierte im

April ihren 15. Geburtstag. Das 1986 gegründete FFU hat das umweltwissenschaftliche Profil der Freien Universität wesentlich geprägt. Mit derzeit 23 Mitarbeiter/innen ist die FFU eines der größten politikwissenschaftlichen Forschungsinstitute Europas im Umweltbereich und zeichnet sich durch die Verbindung von Grundlagenforschung und anwendungsorientierter Forschung aus. Das derzeitige Volumen an erworbenen Drittmitteln beläuft sich auf 2,8 Mio. DM. Die Förderung erfolgte unter anderem durch Institutionen wie EU, OECD, UN Universität, Dänische Energiebehörde, BMBF, UBA, DFG, Volkswagenstiftung, Hans Böckler Stiftung, Heinrich Böll Stiftung.

Ökologische Modernisierung globaler Märkte

Das Bundesministerium für Bildung und Forschung fördert das von der For-

schungsstelle für Umweltpolitik (FFU) im Fachbereich Politik- und Sozialwissenschaften koordinierte Verbundprojekt „Ökologische Modernisierung globaler Märkte“ für zweieinhalb Jahre mit 1,1 Mio. DM. Neben der FFU beteiligen sich an dem Projekt das Deutsche Institut für Wirtschaftsforschung (DIW), das Institut für ökologische Wirtschaftsforschung (IÖW) und das Zentrum für Europäische Wirtschaftsforschung (ZEW). In dem Projekt werden anhand zahlreicher Umweltinnovationen Politikmuster identifiziert, die die Konstitution globaler Lead-Märkte begünstigen. (<http://www.fu-berlin.de/ffu>)

FU-Informatiker gewinnen Preis beim Gründerwettbewerb „Multimedia 2000“

Das Projekt der „E-Kreide“ (siehe FU-Nachrichten 3-4/2001, S. 12), von einem Team um Professor Raúl Rojas

an der FU Berlin entwickelt, wurde unter 370 eingesandten Beiträgen als einer der besten 20 mit einem Preis des Bundesministeriums für Wirtschaft und Technologie (BMWT) ausgezeichnet. Die mit 20.000 DM dotierten Hauptgewinne wurden unter der Leitung von Bundeswirtschaftsminister Werner Müller verliehen. Dieser Preis eröffnet dem FU-Team Möglichkeiten, ihre Entwicklung zu vermarkten. Nach der Vorlage eines Geschäftsplans und dem formalen Nachweis einer Unternehmensgründung wird die Idee mit weiteren DM 40.000 ausgezeichnet. Die prämierten Projekte werden auf einem für Ende Juni geplanten Investmentforum präsentiert. (<http://www.e-kreide.de>)

Geräte abzugeben

Das Mikrofilm-Archiv des Otto-Suhr-Instituts bietet den Gebrauchsstellen im

Bereich der FU oder weiteren Interessenten drei nicht mehr benötigte Geräte zur weiteren Nutzung an. Es handelt sich dabei um eine Schriftgutverfilmungskamera, Fa. Kontophat, Unimat 61 A mit Zeiss-Tessar, eine elektrische Titeltartenstanze, Citonak V 66 und eine Schlagschere, Fa. Krause, Nr. 3126. Interessenten melden sich bitte beim Mikrofilm-Archiv im Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft des Fachbereichs Politik- und Sozialwissenschaften der Freien Universität Berlin, Frau Kirschbaum-Reibe, Ihnestr. 21, 14195 Berlin, Tel.: 838-52374, Fax.: 838-52309.

Die Universitätsbibliothek der FU bietet Mikrofichegeräte in größerer Stückzahl an. Interessenten melden sich bitte in der Verwaltungsabteilung der Universitätsbibliothek bei Frau Wimmer, Garystr. 39, 14195 Berlin, Tel.: 838-54510.

Akademischer Senat in neuer Zusammensetzung / Bericht des Präsidenten zur Lage der FU

Im Sommersemester stehen wichtige Entscheidungen an

„Je weiter Sie sich von Berlin entfernen, um so höher ist die Wertschätzung für die Freie Universität und ihre Leistungen“, betonte Präsident Prof. Dr. Peter Gaegtens während der ersten Sitzung des sich neu konstituierenden Akademischen Senats. Der Präsident muss es wissen, schließlich war er gerade von einer Reise zurückgekehrt, die ihn von China in die Vereinigten Staaten von Amerika führte. Dort feierte die Association of American Universities – einer Vereinigung von Amerikas Spitzenuniversitäten – ihr hundertjähriges Bestehen. Weltweit waren 50 Universitäten eingeladen, unter anderem die Freie Universität. „Ihr Präsident war der einzige Repräsentant einer nicht-amerikanischen Universität am Rednerpult“, fügte Gaegtens nicht ohne gewissen Stolz hinzu.

Dass der Stolz auf die Freie Universität berechtigt ist, zeigte der Bericht des Präsidenten zu Beginn der AS-Sitzung. Die Freie Universität habe trotz sinkenden Personals im Jahr 2000 127,5 Mio. DM Drittmittel eingeworben und damit rund zehn Prozent mehr als 1999 (siehe Bericht FU-Nachrichten 3-4/2001).

Gleichzeitig weist auch die positive Berufungsstatistik darauf hin, dass die Freie Universität innerhalb der scientific community ein beachtliches Ansehen genießt. Seit Oktober vergangenen Jahres wurden neun C-4-Professuren und



Foto: Anselm Jäger

fünf C-3-Professuren ausgeschrieben. „Die meisten haben sich sehr schnell für die Freie Universität entschlossen“, sagte Gaegtens: Nur für jeweils eine C-4 und eine C-3-Stelle gebe es noch keine Entscheidung. 44 weitere Professuren werden in Kürze ausgeschrieben oder sind es bereits. Natürlich sei dies finanziell eine vulnerable Phase, betont Gaegtens. Denn pro Professur und Jahr rechnet die Verwaltung mit einem Kostenaufwand von durchschnittlich rund 500.000 DM.

Auch in anderen Bereichen stehen im laufenden Sommersemester wichtige Entscheidungen an. So ist zu hoffen, dass die Freie Universität im Mai Eigentümer des Headquartiers wird, nachdem der Kaufvertrag bislang auf Grund von Einwänden des Kuratoriums nicht unterschrieben ist. In seiner letzten Sitzung hatte das Kuratorium darauf bestanden, dass die Freie Universität nicht mehr als 2,4 Millionen Mark für die mögliche Schadstoffbeseitigung zahlen dürfe – was neue Verhandlungen mit dem Fi-

nanzsenator bedingte. Inzwischen haben mehrere Expertenkommissionen das Headquarter-Gelände auf Schadstoffe untersucht. „Wir sind optimistisch, unter den 2,4 Millionen Mark bleiben zu können“, meinte Gaegtens. Während die Asbestbeseitigung auf dem Gelände ein minimales Problem darstellte, müsste ein ungesunde Stoffe enthaltender Parkettkleber entfernt werden. Änderungen gibt es auch bei der Besetzung des Kuratoriums: So scheidet der bisherige Vorsitzende des Kura-

toriums, Prof. Dr. Wolfgang Frühwald, aus Krankheitsgründen aus. Auch Dr. Heinz Dürr steht für eine weitere Periode nicht mehr zur Verfügung.

Ansonsten haben verschiedene Kommissionen und interne und externe Gutachter die Semesterferien genutzt, um sich ein Bild von der Freien Universität zu machen. Die Arbeitsgemeinschaft zur Evaluierung der Erprobungsklausel „sitzt“ so Gaegtens „über einer Fülle von Stellungnahmen“, die sie bis zu ihrer nächsten Sitzung am 19. Juni zu einem Zwischenbericht zusammenfassen müssen. Auch die Expertenkommissionen, die auf Grund des Wissenschaftsratsgutachtens eingesetzt wurden, haben ihre Arbeit weitgehend abgeschlossen. Noch fehlen die Berichte zur Rechtswissenschaft und den Regionalinstituten. Eines aber ist klar: Eine Schließungsempfehlung wird die Expertenkommission für keines der drei Institute aussprechen. Positiv auch die differenziertere Sichtweise der DFG zum von HU und FU geplanten Zentrum „Alte Welt“, das zwar in der ersten Runde von der DFG abgelehnt worden war, jetzt aber nochmals eine Chance erhalten soll. Im Mai muss auch die gemeinsame Planung der beiden Universitäten zur Lehrerbildung vorliegen. Auch da fand Gaegtens klare Worte: „Es muss uns gelingen, die Dinge selbst zu regeln und uns in diesen Fragen nicht von der Senatsverwaltung hineinreden zu lassen.“ **Felicitas von Arélin**

Die Ausstellung „Zeichen des Alltags“ wirft Schlaglichter auf den Alltag von Juden in Deutschland heute

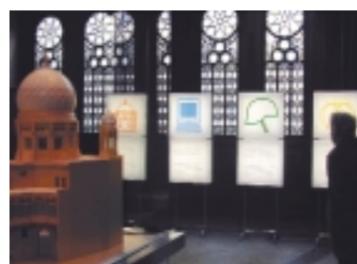
Demusealisierung der Juden

Die Zahl der Juden, die in der Bundesrepublik leben, hat sich in den vergangenen zehn Jahren verfünffacht (auf ca. 100.000). Die öffentliche Wahrnehmung ist jedoch nach wie vor überwiegend historisch: Juden sind Gegenstand von Forschungsprojekten, Dokumentarfilmen, Zeitzeugen-Erinnerungen, politischen Debatten, Archiven und Museen. Sofern Judentum in Deutschland überhaupt einmal als zeitgenössische Kultur in den Blick gerät, wird es über visuelle Topoi wie Synagogen und Kippot als mysteriöse Religionsgemeinschaft exotisiert. Nicht nur antisemitische, sondern auch wohlmeinende Klischees gehen an der Realität jüdischen Lebens vorbei. Die Vorstellungen, die sich nicht-jüdische Deutsche von Juden machen, haben mit der aktuellen Wirklichkeit oft nur sehr wenig zu tun. In der Neuen Synagoge in der Oranienburger Straße (Centrum Judaicum) ist zur Zeit eine Wanderausstellung zu sehen, die den Versuch unternimmt, die Darstellung des Judentums zu demusealisieren und die vermeintliche jüdische „Andersheit“ zu entmystifizieren: „Zeichen des Alltags“ beleuchtet Aspekte jüdischen Alltags heute – banale „Normalitäten“ ebenso wie kleinere und größere



„Differenzen“. Sie stellt konkrete Fragen: Wie leben Juden in Deutschland heute wirklich? Wie religiös sind sie überhaupt? In welchen Situationen wird ihnen ihr Judentum bewusst? Das Motto des Projekts sei, so schrieb die Zeitschrift „Aufbau“ in New York: „Was Sie schon immer über Judentum wissen wollten, sich aber nie zu fragen trautes.“ Die Ausstellung verzichtet bewusst auf historische Originale, deren „auratischer“ Effekt Distanz und Fremdheit erzeugen würden: Ihre Installationen (Exponate zu insgesamt 27 Fragestellungen) setzen sich zusammen aus jeweils zwei milchweißen Kunststoff-Leuchtkästen, die übereinander an einem zwei Meter hohen Metallgestell befestigt sind. Der obere Leuchtkörper zeigt ein bildschirmgroßes farbiges Piktogramm. Auf dem zweiten Display ist

ein kurzer Text aufgetragen. Alle Elemente sind ‚Readymades‘, Fertigteile, wie sie im Straßenraum oder in Kaufhäusern verwendet werden. Sie setzen sich zusammen zu einer popkulturellen Zeichenwelt jüdischen Lebens der Gegenwart. Das hellgelbe Symbol einer Tora-Rolle beispielsweise wird mit der Information kombiniert: „Etwa zwei bis drei Prozent der jüdischen Deutschen gehen am Sabbat in die Synagoge.“ Die jüdische Minderheit, die so oft über ihre Religiosität aufgefasst wird, lebt also weitgehend säkular. Für viele Juden ist es dennoch wichtig, einen jüdischen Partner zu finden. Eine andere Graphik zeigt zwei ineinander verschränkte Eheringe. Der Text lautet: „Die Heiratsvermittlung ‚Simantov‘ in Frankfurt hilft seit 1987 bei der Suche nach jüdischen Partnern. Durchschnittlich gelingt eine Ehestiftung im Monat.“ Für Juden gelten besondere Regeln auf diversen Gebieten der Rechtsprechung, die in der Ausstellung jeweils durch ein Symbol vertreten sind. Einreisewillige Juden werden bevorzugt in Deutschland aufgenommen – allerdings nur, wenn sie aus Ländern der früheren Sowjetunion kommen. Der „Personengruppe Juden in Deutschland“ gestattet



die Gesetzgebung ausnahmsweise eine doppelte Staatsbürgerschaft. Jüdische Deutsche werden in Anbetracht „besonderer Härte“ vom Wehrdienst befreit – sofern ihre Großeltern verfolgt wurden. Deren Urenkel werden von dieser Regelung nicht mehr berührt sein. Auch wenn eine juristische Gleichstellung erfolgen soll, ergeben sich mitunter mehrdeutige Situationen: So hat die Jüdische Gemeinde zu Frankfurt die Einziehung ihrer Gemeindesteuern den Finanzbehörden übertragen. Dies machte auf der Lohnsteuerkarte die Kennzeichnung der Konfession erforderlich. Der Buchstabe „J“ wurde vermieden und stattdessen die Abkürzung „IS“ (für „Israelitisch“) gewählt. Aber auch dies führte zu Missverständnissen, wenn nämlich „IS“ als Kürzel für „Islamisch“ verstanden wurde.

Andere Stationen der Ausstellung lassen die Ambivalenzen erahnen, welche die Identität deutscher Juden charakterisieren: Woran denken sie am 9. November zuerst – an die „Kristallnacht“ oder an die Öffnung der Mauer? Unter welcher Flagge beteiligen sich deutsch-jüdische Sportler an internationalen „Maccabi-Spielen“? In Oldenburg, so erfahren wir, ist die einzige deutsche Rabbinderin tätig. Und der Verein homosexueller Jüdinnen und Juden „Yachad“ organisiert Veranstaltungen mit einer türkischen Schwulengruppe. Die Vielfalt jüdischer Kulturen entzieht sich stereotyper Definition. Die Wanderausstellung „Zeichen des Alltags“ hatte ihre Premiere im Jüdischen Museum in Fürth von November 2000 bis Februar 2001. Anschließend wurde sie durch das Museum Viadrina in der Marienkirche in Frankfurt (Oder) gezeigt. Bis Ende Mai sind die Installationen nun in der Neuen Synagoge – Centrum Judaicum in der Oranienburger Straße in Berlin zu sehen.

Oliver Lubrich

Der Verfasser ist Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Seminar für Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft der FU. Als Konzeptionist und Projektleiter hat er die Ausstellung „Zeichen des Alltags“ gemeinsam mit dem Berliner Ausstellungsbüro x:hibit realisiert.

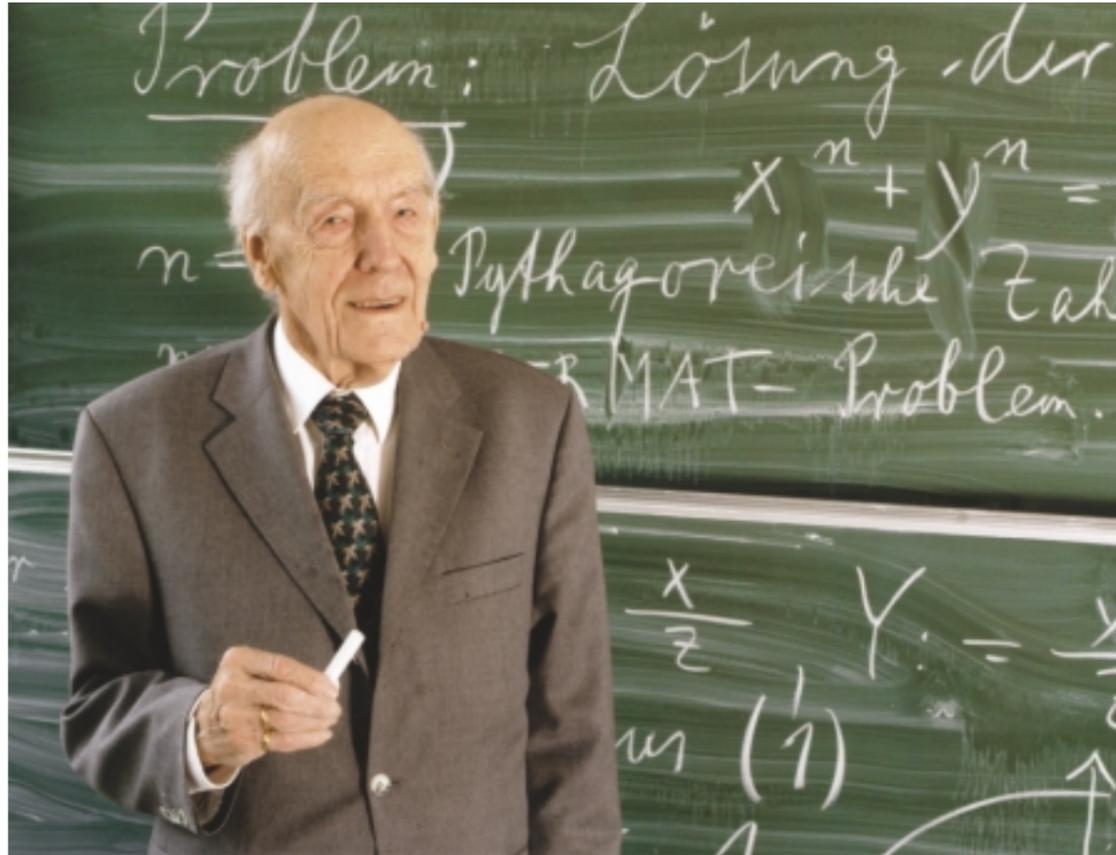
Professor Hanfried Lenz denkt auch mit 85 Jahren nicht ans Aufhören.

„Ich hab halt Schwein gehabt“

Es ist früh am Morgen. Vorsichtig blinzelt die April-Sonne in den Seminarraum an der Dahlemer Arnimallee – Terrain der Mathematiker. Es sind noch Semesterferien und die Studierenden, denen in Raum 032 die Köpfe rauchen, haben ihr Studium eigentlich noch gar nicht begonnen. Sie sitzen in einem Brückenkurs, der ihnen beim Einstieg helfen soll. Manche haben erst vor kurzem die Schule abgeschlossen, sind 18 oder 19 und fest entschlossen, nicht bereits in den ersten Stunden ihres Studiums den Anschluss zu verlieren. Vorne an der Tafel gestikuliert der Dozent im Laufschrift, schreibt Formeln an die Tafel, zeichnet Skizzen und erzählt kleine Anekdoten aus der Geschichte der Mathematik und seiner eigenen Erfahrung mit dieser Wissenschaft. Und das ist eine lange Liebesgeschichte, denn Professor Dr. Dr. h.c. Hanfried Lenz ist bereits seit 17 Jahren emeritiert und feiert Mitte Mai seinen 85. Geburtstag. Für ihn jedoch kein Grund die Mathematik den Jüngeren zu überlassen. Wer sieht, wie lebendig der gebürtige Bayer mit den Studierenden im Seminar kommuniziert und auch gelegentlich unorthodox vom Skript abweicht, merkt, dass dafür auch kein Anlass besteht. Manch ein Dozent, der ein halbes Jahrhundert weniger auf dem Buckel hat, könnte sich von seiner Agilität eine Scheibe abschneiden. Nach dem Grund für seine geistige Vitalität gefragt, hat er eine einfache Antwort: „Hab' halt Schwein gehabt.“ Auch die Studierenden staunen über Lenz, der ja eigentlich ihr Urgroßvater sein könnte. „Er ist wirklich unglaublich fit“, sagt einer. Ein anderer staunt, als er hört wie alt der rüstige Professor ist, meint aber auch, dass man manchmal verdammt aufpassen muss bei ihm: „Bei den Variablen sagt er „a“, schreibt „b“ und meint „c.“ Doch Schusseligkeit muss bei einem Mathematiker ja nicht am Alter liegen.

KEIN SHOWMASTER, ABER MIT EIGENEM CHARME AUSGESTATTET

Auch einer seiner Kollegen gibt zu, dass Lenz kein systematisch vorgehender Mensch ist, rühmt aber gleichzeitig den Mathematiker, dem in Bezug auf sein Fachwissen keiner an der FU das Wasser reichen könne. Eine seltene Spezies noch dazu, ein Original, wie es sie im heutigen Wissenschaftsbetrieb kaum noch gibt. Kein Showmaster, aber doch mit einem



Ein Leben für die Mathematik: Prof. Dr. Dr. h.c. Lenz im Unruhestand

eigenen Charme ausgestattet, der bei den Studierenden ankommt.

Das war nicht immer so. Kurz nachdem Lenz 1969 an die FU kam, wurde er zu einem bevorzugten Hassobjekt der Studierenden, nicht zuletzt, weil er in dieser stürmischen Zeit das Amt des Fachbereichsratsvorsitzenden – sprich des Dekans – übernahm. Lenz schildert noch heute sehr lebendig die Situationen, in denen er sich fast mit den Studierenden geprügelt hätte, als sie ihm einmal den Weg aus einer Sitzung versperrten. Zu Handgreiflichkeiten ist es nie gekommen: „Ich hätte dann wohl auch den Kürzeren gezogen“, räumt Lenz ein. Man traut es diesem distinguierten älteren Herrn mit den flinken Augen kaum zu, den rabiatischen Weg überhaupt in Erwägung gezogen zu haben. „Streitbar, aber immer Humanist“, sagt auch sein Kollege Professor Martin Aigner, der Lenz seit 27 Jahren kennt. „Obwohl er ein Bayer ist, hat er ein enorm hohes Maß an dem, was man preußische Disziplin nennt.“ Bis heute hat Aigner nicht vergessen, wie weit diese Pflichterfüllung gehen konnte: In Zeiten, als Gruppen von Studierenden „AnoL“ – Analysis ohne Lenz – forderten, wurde ein Lenz-Seminar mithilfe einer Stinkbombe gesprengt. Doch Lenz ging

nicht etwa nach Hause, wie es jeder andere getan hätte. Stattdessen begab er sich in sein Büro, um noch bis zum Abend über seinen Unterlagen zu brüten. Lenz blieb, doch der Rest des Instituts machte sich auf und davon: Unerträglich war der Gestank nach faulen Eiern, der aus seinem Büro quoll.

DER „ROTE HANFRIED“ WIRD STOCKKONSERVATIV

Dabei hatte alles anders begonnen, denn als Lenz von der Universität München kam, hieß er noch „der rote Hanfried“ und galt bei den Studierenden als progressiv. Doch der Hass, der ihm entgegenschlug als er sich weigerte die hohen akademischen Standards preiszugeben, bewirkte ein Umdenken. „Bei mir haben die revoltierenden Studierenden mit ihrer Gewalt nichts erreicht, außer dass sie mich von einem fortschrittlichen zu einem stockkonservativen Mann gemacht haben.“ Lenz differenziert genau nach Zielen und Mitteln der Studentenbewegung der 60er und 70er Jahre: Bis heute achtet er die Reformanstöße, die von dem Protest ausgingen, die Gewalt der Revolte war ihm immer verhasst. Er bezeichnet seine Position als die eines

„Staatsbürgers“: Ein Staatsbürger, der kein Blatt vor den Mund nimmt: Regelmäßig meldete sich Lenz mit Leserbriefen zu allen möglichen Themen in der Süddeutschen Zeitung, dem Tagespiegel und auch dem alten „FU-Info“ zu Wort. Ein politisches Amt strebte Lenz dennoch nie an und hat dafür auch eine ganz klare, wenn auch verblüffende Erklärung: „Wissen Sie, in meiner Jugend war ich ein Nazi. Und ich glaube, dass es sich für einen solchen nicht gehört, ein politisches Amt zu übernehmen.“ Wohlgermerkt: Lenz ließ sich nie etwas zu Schulden kommen, doch er hat es sich bis heute nicht verziehen, in seinen jungen Jahren einer Ideologie verfallen zu sein, die seinen humanistischen Grundsätzen so zuwiderlief. „Seine Jugend ist für Lenz fast ein philosophisches Problem und verfolgt ihn wie eine Rachegöttin“, sagt Aigner, der auch berichten kann, wie der politisch handelnde Staatsbürger Lenz mit dem Menschen Lenz in Konflikt kam: Das Menschliche behielt die Oberhand, als in den siebziger Jahren die rechtskonservative „Notgemeinschaft für eine Freie Universität“ – deren Mitglied Lenz war – schwarze Listen von aufrührerischen Studierenden an den Staatsschutz und die Wirtschaft schickte, und eine betrof-

fene Studentin einen Prozess gegen diese Diffamierungskampagne anstrengen wollte. Am Fachbereich wurde für die Prozesskosten Geld gesammelt: Niemand gab soviel wie das Notgemeinschaftsmitglied Lenz – ganz symptomatisch für den Vater von vier Kindern und Opa von fünf Enkeln: Unrecht kann er nicht verkraften. Die Jahre der Fachbereichsleitung bedeuteten praktisch Abstinenz von der Forschung. Zuvor hatte er sich durch seine Klassifikation projektiver Ebenen einen festen Platz in der Geschichte der Geometrie gesichert. Nach diesen Jahren erschloss sich Lenz ein völlig neues Gebiet der Mathematik für seine Forschung und konzentrierte sich auf kombinatorische Probleme: Vieles findet sich in dem Standardwerk „Design-Theory“, das er zusammen mit einem seiner Doktoranden und einem weiteren Koautor herausgegeben hat. Gerade vor zwei Jahren ist das Werk in einer überarbeiteten Auflage wieder erschienen – Lenz hat noch einmal kräftig mitgearbeitet. Ansonsten beschränkt er sich inzwischen auf die Lehre: „Mit der Forschung, das geht nicht mehr so“.

WEITERWURSCHELTEN!

Auf die Frage was seine weiteren Pläne wären, gibt Lenz eine kurze wie präzise Antwort: „Weiterwurschteln!“ Vorlesungen und Seminare solange es geht. Er hat nicht umsonst 1981 dafür gestritten noch einmal für drei Jahre weitermachen zu dürfen. Man ließ ihn – und seitdem auch alle anderen C4-Professoren – bis 68 weitermachen. Die Mathematik ist halt sein Leben.

Zum Abschied fragt er: „Soll ich Ihnen meine E-Mail-Adresse aufschreiben?“ Ich wundere mich nicht mehr, als diese dann mit einer zehnstelligen Zahl beginnt, die Lenz natürlich aus dem Kopf aufschreiben kann. Aber er weiß ja auch noch die siebzehnte Stelle hinter dem Komma der Eulerschen Zahl. Wofür er die E-Mail Adresse braucht? Er spielt intensiv mit seinem Sohn, einem Professor in Tokio, Fern-Go. Ein Strategiespiel, gegen das Schach ein wenig simpel wirkt. Sein Sohn sei allerdings besser, so dass dieser ihm immer einige Steine vorgeben müsse. Aber der ist ja auch jünger – und war mehrfacher bayrischer Meister im Go: Letzteres sagt er nicht. Es liegt vielleicht wirklich nur am Alter, dass er inzwischen ein paar Steine Vorgabe braucht.

Niclas Dewitz

Filialen Copy-Repro-Center an der FU-Berlin

SB-Kopien
Farbkopien
Auflagedruck
Exemplardruck
Dissertationsdruck
Hausarbeiten
Bindungen

...in der FU-neben der Mensa
Otto-von-Simson-Strasse 26
14195 Berlin
Telefon: 83228897
Telefax: 83227176
Mo.-Do. 10.00 - 18.00 Uhr
Fr. 10.00 - 16.00 Uhr

...neben der Rostlaube
Habelschwerdter Allee 37
14195 Berlin
Telefon: 84174210
Telefax: 84174230
Mo.-Fr. 8.00 - 20.00 Uhr
Sa. 9.00 - 14.00 Uhr

...Ecke Unter den Eichen
Ladenbergstraße 2-4
14195 Berlin
Telefon: 83009310
Telefax: 83009330
Mo.-Fr. 8.00 - 20.00 Uhr
Sa. 9.00 - 14.00 Uhr

Digitaldrucke
...vom Datenträger
...über ISDN
...über e-Mail
Datentransfer
CD-brennen + kopieren
scannen mit Texterk.

<http://www.copy-center.de>

e-mail: kontakt@copy-center.de

Infoline Telefon: 83009314

Das Außenamt der FU hat einen neuen Osteuropa- und Asien-Pazifik-Beauftragten

Witamy Pana Gügolda*

Halle an der Saale, Warschau, Berlin, Bonn, New York, Bonn, Berlin. So ist etwa sehen die wichtigsten Stationen im Leben des neuen Osteuropa- und Asien-Pazifik-Beauftragten der FU aus. Seit Mitte März bildet Gottfried Gügold das aktive Bindeglied zwischen der Freien Universität und ihren Partnerschaftsuniversitäten in der ganzen Welt. Mit mehr als 90 Hochschulen in knapp 30 Ländern pflegt die FU derzeit Kooperationsvereinbarungen, weitere Partnerschaften sind geplant. Dies ist Herausforderung genug für Gügold, um seinen Wohnsitz in der alten Bundeshauptstadt aufzugeben und in die neue zu ziehen.

Gügolds neue Stelle in der Abteilung Außenangelegenheiten vereint so ziemlich alle Aspekte, die ihm sein bisheriges Leben geboten hat: In Halle/Saale studierte der gebürtige Schweidnitzer (Niederschlesien) Germanistik und kontrastive Linguistik. Schon hier konzentrierte er sich auf die osteuropäischen Sprachen, insbesondere die polnische. So ist es nicht verwunderlich, dass er schließlich nach Polen ging, um als Lektor für deutsche Sprache an der Warschauer Universität zu unterrichten. Nach dem Fall der Mauer eröffneten sich für ihn neue berufliche Möglichkeiten. Er zog nach Bonn, um im Vermittlungsreferat für wissenschaftliche Lehrkräfte zunächst nach Asien, dann nach Westeuropa und Nordamerika und zwischenzeitlich nach Osteuropa beim Deutschen Akademischen Austauschdienst (DAAD) tätig zu sein. 1994 schließlich entsandte der DAAD ihn ins Ausland: Gügold wurde stellvertretender Leiter der Außenstelle New York. Als diese Amtszeit nach vier Jahren beendet war, kehrte er aus der Weltmetropole in das heimelige Bonn



Gottfried Gügold hat Dr. Jürgen Plähn im Außenamt beerbt

zurück, um im DAAD das Regionalreferat USA und Kanada zu leiten. Diese Funktion hatte er bis 14. März 2001 inne, am 15. März trat er seine Stelle an der Freien Universität an.

Was hat Gottfried Gügold dazu bewogen, die Koordination des Wissenschaftlerausstauschs für die Regionen Osteuropa, Asien, Afrika und Australien zu übernehmen? Sicherlich sind es nicht nur seine persönlichen Interessen. Die Weltoffenheit der Freien Universität – bedingt auch durch ihre Gründung 1948 – habe ihn fasziniert, so Gügold. Er sehe seine Aufgabe nicht alleine darin, die zahlreichen existierenden Partnerschaftsverträge auszugestalten, sondern vielmehr reize es ihn, neue Möglichkeiten für diese Universität zu erschlie-

ßen. Berlin – schon alleine wegen seines Standortes, aber auch wegen seiner bewegenden Geschichte – eröffne der jüngsten seiner drei Universitäten Chancen, die er nutzen wolle, sagt Gügold voller Tatendrang. Auf seinem Weg nach neuen Kooperationen konzentriert er sich auf eine Schwerpunktsuche. Da die FU mit ihren bestehenden Partnerschaften in Nordamerika und Westeuropa ausreichend vertreten ist, gelte es nun, so Gügold, seine Fühler in die Regionen Mittel- und Osteuropa sowie nach Asien auszustrecken. Letzteres ist für ihn von besonderem Interesse aufgrund des Vorhabens, an der Freien Universität ein Zentrum für Ostasien-Studien zu etablieren. Um diese Idee zufriedenstellend realisieren zu können, sei nicht nur eine quantitative, sondern vor allem eine qualitative Suche nach Hochschulkooperationen notwendig. Aber auch in der direkten Nachbarschaft Osteuropas möchte Gügold die Freie Universität stärker vertreten sehen. Mit Polen, dem direkten östlichen Nachbarn, bestehen derzeit gerade einmal zwei „Freundschaften“: mit den beiden Universitäten in Warschau und Krakau. „Dies spiegelt keinesfalls die Möglichkeiten der FU wider, reflektiert auch nicht die akademischen Qualitäten der polnischen Hochschulen. Hier besteht unbedingt Nachholbedarf!“, meint der Osteuropa-Experte.

Um sein Vorhaben in Gang zu bringen, hat sich Gottfried Gügold vorgenommen, zunächst einmal sämtliche Fachbereiche dieser Universität aufzusuchen, um die hiesigen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler kennenzulernen. In persönlichen Gesprächen möchte er herausfinden, welche verein-

zelten Kontakte zu ausländischen Hochschulen bereits bestehen und welche Kontakte für die Fachbereiche notwendig sind. Wenn er aus diesem Potpourri ein vollständiges Puzzle zusammengefügt hat, wird er sich mit den zuständigen Stellen der Universitätsleitung an einen Tisch setzen und gemeinsam ein Konzept für die nächsten Jahre erarbeiten. Dann wird eines Tages die FU ein Netz über die gesamte Breite der akademischen Welt gespannt haben und sich international noch stärker präsentieren können. Dafür werden nicht nur die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler dankbar sein, sondern es werden sich bestimmt auch die Studierenden freuen, weil sich dadurch weitere Möglichkeiten für einen Studienaufenthalt im Ausland ergeben. Auch in seiner Freizeit beschäftigt sich Gottfried Gügold vorrangig mit osteuropäischen Dingen. Der Vater eines Jurastudenten sammelt Veröffentlichungen zu den deutsch-polnischen Beziehungen in Geschichte und Gegenwart. Wenn er sich nicht auf der Suche nach neuen Schriftstücken oder in Berliner Konzert- und Theatersälen befindet, verbringt er seine Zeit damit, Urlaubsreisen mit dem Auto vorzubereiten. „Großartige Reisen mit dem PKW durch die drei baltischen Länder und eine 11.000 km Tour in den Kaukasus liegen bereits hinter mir. Jetzt suche ich nach einer neuen Herausforderung.“ Der agile 51-Jährige scheint für viele Überraschungen gut. Man darf gespannt sein, was er in seiner neuen Funktion alles auf den Weg bringen wird.

Ilka Seer

* Für diejenigen, die kein Polnisch verstehen, hier die Übersetzung: Wir heißen Herrn Gügold willkommen!

In memoriam Prof. Dr. med. Friedrich Bschor

Kein bequemer Gutachter, aber ein Helfer in der Not

Am 1. April 2001 ist Prof. Dr. med. Friedrich Bschor nach langer schwerer Krankheit im 81. Lebensjahr verstorben. Bis zuletzt war er an unserem Fach, an unserem Institut weiter interessiert.

Prof. Bschor gehörte zu jenen, denen nicht nur die somatische gerichtliche Medizin am Herzen lag, sondern auch die Psychopathologie. Und so lautete auch das Thema seiner Habilitationsschrift: Intelligenz, Niveau und Wertungsfunktionen; ein Beitrag zur Erforschung der personalen Grundlagen des Rechtsbewusstseins.

Begonnen hatte alles in Heidelberg: 1947 trat er als Pflichtassistent in das von Prof. Doerr geleitete Pathologische Institut ein, dem damals das Institut für Gerichtliche Medizin angeschlossen war. Die serologische Ausbildung erhielt Kollege Bschor im Institut für Experimentelle Krebsforschung (Prof. Krahl). Anschließend war er als Assistent an der Heil- und Pflgeanstalt Wiesloch tätig (Prof. Kranz). Inzwischen hatte Prof. Mueller den Heidelberger Lehrstuhl übernommen; auf dessen Anregung gehen seine

ersten experimentellen Untersuchungen über die psychomotorische Leistungsminderung in den verschiedenen Phasen der akuten Alkoholintoxikation zurück – Untersuchungen, die in der Folgezeit häufig zitiert wurden. 1951 trat dann Prof. Bschor in das Institut für Gerichtliche und Soziale Medizin der Freien Universität Berlin ein. Leiter dieses Instituts war Prof. Müller-Heß, der nach Gründung der Freien Universität 1949 von Ost-Berlin nach West-Berlin gewechselt war. Die Habilitation erfolgte 1956. Ein Jahr zuvor fand der Wechsel in der Institutsleitung statt: von Prof. Müller-Heß zu Prof. Krauland. Weitere Stationen von Prof. Bschor: 1961 Oberassistent, 1969 Wissenschaftlicher Rat und Professor. Als Vizepräsident hat sich Prof. Bschor zwischen 1979 und 1983 den Belangen unserer Universitätsmedizin gewidmet. In einer Reihe von Workshops zu aktuellen Fragen, insbesondere der Allgemeinmedizin, der Drogenproblematik und der Medizin in den Entwicklungsländern brachte er in Berlin internationale Expertengruppen



zusammen. Bereits seit 1972 war er Mitglied der Beraterkommission in Angelegenheiten des Verkehrs mit Suchtstoffen einschließlich der psychotropen Stoffe beim Bundesgesundheitsamt und ferner Vorsitzender des Arbeitskreises Drogenfragen der Berliner Ärztekammer. Seit

1970 oblag ihm die Herausgabe der „Informationen der Deutschen Gesellschaft für Rechtsmedizin“.

Prof. Bschor war kein bequemer Kollege, auch kein bequemer Gutachter. Er gehörte zu jenen, die auch unter Inkaufnahme von möglichen persönlichen Nachteilen von einer als richtig erkannten Meinung nicht abwichen. Für viele junge drogenabhängige Menschen war seine Forschungsgruppe eine Anlaufstelle, vielen hat er helfen können. Er hat seine Gutachterfunktion stets auch als Arbeit für den in Not geratenen Menschen gesehen und genützt, ohne die Grenzen zwischen Justiz und Medizin zu verwischen. Prof. Bschor ist nicht nur Gutachter gewesen, er ist auch Zeit seines Lebens Arzt geblieben. Darüber hinaus war er aber auch ein engagierter Lehrer, der seine Studenten stets zu begeistern wusste. Auch ohne Lehrstuhl war er eine bedeutende Persönlichkeit unseres Faches.

Prof. Dr. med. Dr. h.c. Volkmar Schneider
Direktor des Instituts für
Rechtsmedizin der FU Berlin

PERSONALIEN

Berufungen

Prof. Dr. Dieter Lenzen, Erster Vizepräsident der FU Berlin, ist vom Senator für Schule, Jugend und Sport in einen neu gegründeten Arbeitsausschuss für die Hochbegabtenförderung berufen worden. Aufgabe des Ausschusses wird es sein, Vorhaben zur Entwicklung einer Konzeption zur schulischen Förderung von hochbegabten Schülerinnen und Schülern zu erarbeiten. Dieser Auftrag geht auf eine Entschließung des Schulausschusses des Berliner Abgeordnetenhauses zurück, eine Beratungsstelle für Hochbegabte in Berlin einzurichten. Vizepräsident Lenzen hatte dem Schulausschuss ausführlich über Möglichkeiten der Förderung unterschiedlicher Begabungen Bericht erstattet. Ein Ergebnis der Arbeit wird noch für das laufende Jahr erwartet.

Dr. Jörg Ramseger, bisher Professor für Grundschulpädagogik an der Fakultät Erziehungs- und Gesellschaftswissenschaften der HDK Berlin, hat zum 1. April 2001 eine C4-Professur für Schulpädagogik unter besonderer Berücksichtigung der Grundschulpädagogik am Fachbereich Erziehungswissenschaft und Psychologie der FU angenommen.

Dr. Thomas Risse hat zum 1. Oktober 2001 eine C4-Professur für das Fachgebiet Politikwissenschaften unter besonderer Berücksichtigung der Theorie, Empirie und Geschichte der internationalen Politik am Fachbereich Politik- und Sozialwissenschaften der FU angenommen.

Dr. Jochen Schiller von der TU Karlsruhe hat eine C4-Professur für das Fachgebiet Technische Informatik am Fachbereich Mathematik und Informatik an der FU angenommen.

Dr. Thomas Schülling, bisher als Privatdozent im Zentrum für Molekularbiologie der Pflanzen an der Universität Tübingen tätig, hat den Ruf auf eine C4-Professur „Molekulare Entwicklungsbiologie der Pflanzen“ am Fachbereich Biologie, Chemie, Pharmazie der FU angenommen.

Dr. Wolfgang Schön ist auf eine C4-Professur für das Fachgebiet Bürgerliches Recht, Handels- und Gesellschaftsrecht, Bilanz- und Unternehmenssteuerrecht im Fachbereich Rechtswissenschaft der FU berufen worden.

Ruhestand

Dr. Hans Deppe, Professor für Allgemeine Betriebswirtschaftslehre, Betriebswirtschaftliche Steuerlehre und Wirtschaftsprüfung am Fachbereich Wirtschaftswissenschaft der FU, wird zum 30. September 2001 von seinen amtlichen Pflichten entbunden.

Verstorben

Dr. Joachim Moebus, ehemals Professor am Institut für Soziologie, ist im April 2001 verstorben.

Dr. Günther Wertz, Botaniker und emeritierter Universitätsprofessor, ist am 20. März diesen Jahres verstorben.

PERSONALIEN

Preise

Dr. med. Dr. phil. Jochen Vollmann, Professor für Sozialmedizin, Sozialpsychiatrie und Medizinethik an der Ev. Hochschule Berlin und Privatdozent für Ethik in der Medizin am Fachbereich Humanmedizin der Freien Universität Berlin, erhält den 2. Preis des Stehr-Boldt-Fonds für ärztliches Ethos der Universität Zürich. Ausgezeichnet wird seine Monographie „Aufklärung und Einwilligung in der Psychiatrie“. Ein Beitrag zur Ethik der Medizin“. Der Preis ist mit 10.000 sFr. dotiert.

Prof. Vollmann erhielt außerdem den Ruf auf die neu eingerichtete Professur für Ethik in der Medizin an der Medizinischen Fakultät der Universität Erlangen-Nürnberg.

Stipendien

Dr. Martin Hinterberger, Mitarbeiter der Kommission für Byzantinistik der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, wird ab dem 1. Oktober 2001 im Rahmen eines Stipendiums der Alexander von Humboldt-Stiftung für zwölf Monate Gast am Byzantinisch-Neugriechischen Seminar der FU sein. Dr. Hinterberger ist maßgeblich am Projekt „Das Register des Patriarchates von Konstantinopel“ (RPK) beteiligt. Das RPK ist eine Edition der Urkunden der Patriarchen von Konstantinopel.

Wahl

Prof. Dr. Friedrich Ebel, Professor für Deutsche Rechtsgeschichte und Privatrecht, Neuere Privatrechtsgeschichte und Versicherungsrecht am Fachbereich Rechtswissenschaft der FU, ist zum ordentlichen Mitglied des Johann-Gottfried-Herder-Forschungsrates gewählt worden.

AS-Nachrücker



Dr. Ralf Erdmann, Professor am Institut für Biochemie am Fachbereich Biologie, Chemie, Pharmazie, ist für die Liste „Dienstagskreis“ in den Akademischen Senat nachgerückt. Bevor Prof. Erdmann im Oktober 1998 an die FU kam, habilitierte er an der Uni Bochum. Von 1991 bis 1998 arbeitete er in der Arbeitsgruppe des Nobelpreisträgers für Medizin, Dr. Günther Blobel, an der Rockefeller University New York. Zur Zeit ist er stellvertretender Direktor des Institutes für Chemie, Mitglied des Institutsrates und der Ausbildungskommission.

Korrektur

Dr. Horst Malberg, Professor für Meteorologie am Fachbereich Geowissenschaften, wird nicht, wie in den FU Nachrichten 3-4/2001 angekündigt, zum 31. März 2001 in den Ruhestand gehen. Er hat seine Diensttätigkeit um ein Jahr verlängert.

Professor Bernard Krebs verstorben

Weltberühmt durch Fossilienfunde



Prof. Bernard Krebs lehrte und forschte von 1964 bis 1999 an der Freien Universität

Am 29. März verstarb der Paläontologe Professor Dr. Bernard Krebs nach einem Schlaganfall im 67. Lebensjahr. Untrennbar mit seinem Namen verbunden sind die Ausgrabungen in der jurassischen Fossilagerstätte Guimarota in Portugal. Von 1973 bis 1982 fanden dort unter der Leitung des Verstorbenen mit portugiesischen Mineuren und Helfern ganzjährige Ausgrabungen in einer stillgelegten Kohlemine statt. Sie gilt noch heute als weltweit größte und bedeutendste Fundstätte von Säugetieren und anderen Wirbeltieren aus der Jurazeit. Die Ausgrabungen machten das Institut für Paläontologie der FU Berlin international berühmt.

Erste Hinweise auf die fossilen Schätze im portugiesischen Bergwerk hatte Prof. Walter Georg Kühne bereits 1959 entdeckt, sie aber nicht weiter verfolgt. Erst mehr als ein Jahrzehnt später beschloss Prof. Krebs und sein damaliger Kollege Prof. Siegfried Henkel, das zwischenzeitlich stillgelegte und abgetäufte

Bergwerk wieder zu erschließen, um dort systematische Fossil-Grabungen durchzuführen. Was folgte, war eine der größten und erfolgreichsten Unternehmungen in der Geschichte der Paläontologie. Mit wahrhaft heroischem Einsatz wurde das über weite Strecken eingestürzte Bergwerk wieder begehbar gemacht. Glanzstück der Ausgrabungen und weltweit beachtete Sensation war der Fund des ersten vollständigen Skeletts eines Säugetieres aus der Jurazeit, das von Bernard Krebs 1991 in einer umfangreichen und hervorragend illustrierten Monographie als *Henkelotherium guimarotae* beschrieben wurde. Neben zahlreichen eigenen Veröffentlichungen waren die Fossilfunde aus der Grube Guimarota Gegenstand von über 100 Publikationen, darunter zahlreiche Diplom- und Doktorarbeiten, die in der Arbeitsgruppe von Bernard Krebs entstanden. Dem

Verstorbenen war es noch vergönnt, das Erscheinen seiner lange geplanten Synopsis der Forschungen in der Fossilagerstätte Guimarota zu erleben („Guimarota – A Jurassic Ecosystem“), die im Herbst letzten Jahres erschien. Wenige Tage vor seinem völlig unerwarteten Tod war er von seinem Ruhestandssitz in Chanceaux (Burgund) zu Besuch in Berlin, um mit ehemaligen Mitarbeitern und Doktoranden den Abschluss verschiedener Projekte zu besprechen. Keiner sollte ahnen, dass es sein letzter sein würde. Bernard Krebs hinterlässt seine Frau Elisabeth und vier Kinder mit vier Enkelkindern.

Bernard Krebs, am 9. Juni 1934 in Basel geboren, entstammte einer alteingesessenen Elsässer Familie. Er verbrachte seine Kindheit und Jugend in Mulhouse, unterbrochen von einer mehrmonatigen Evakuierung ins schweizerische Saas

während der Kriegswirren im Winter 1944/45. Nach dem Baccalauréat (Abitur) studierte er ab 1952 zunächst an der Universität Strasbourg Naturwissenschaften. 1956 immatrikulierte sich Bernard Krebs an der Universität Zürich, um am neugegründeten Paläontologischen Institut bei Professor Emil Kuhn-Schwyder Wirbeltierpaläontologie zu studieren. Die Teilnahme an den Ausgrabungen des Zürcher Instituts in der Trias des Monte San Giorgio (Kanton Tessin, Südschweiz), die die Bedeutung langfristig angelegter systematischer Grabungen in der Paläontologie vor Augen führte, beeinflusste die weitere Laufbahn von Bernard Krebs entscheidend. Seine vielbeachtete Doktorarbeit über den frühen Archosaurier *Ticinosuchus ferox* aus dieser Fundstelle gilt noch heute als hervorragendes Beispiel der vergleichenden Anatomie



Zeichnung: Elke Gröning

Rekonstruktion des *Henkelotherium guimarotae*: Bei dem mausgroßen Tier handelt es sich um einen frühen Vorfahren der modernen Säugetiere. Prof. Krebs benannte das Fossil nach seinem Kollegen Prof. Siegfried Henkel.



Rekonstruktion des *Haldanodon expectatus*: Das maulwurfsähnliche Tier lebte vor 150 Mio. Jahren im Urwaldboden des Guimarota-Sumpfs. Es gehört einem ausgestorbenen Entwicklungszweig des Säugetierstammbaums an.

Zeichnung: Elke Gröning

fossiler Wirbeltiere. Nach der Promotion trat er am 1. Januar 1964 eine Assistentenstelle am neu gegründeten Lehrstuhl für Paläontologie der Freien Universität bei Professor Walter Georg Kühne an. Das Berliner Institut wurde damals führend in der Erforschung früher Säugetiere aus dem Erdmittelalter (Mesozoikum). Forschungsreisen führten Bernard Krebs mit dem Berliner Team nach Frankreich, Spanien, Portugal, Marokko und Persien. Nach der 1969 erfolgten Habilitation wurde Bernard Krebs 1971 zum Professor ernannt.

Priv.-Doz. Dr. Thomas Martin

FU-Studentin nimmt an der Internationalen Olympischen Akademie in Griechenland teil

Kunsthistoriker macht Studierende fit fürs Examen

Dabei sein ist alles Königliches Trainingsprogramm



Maren Breuer ist Studentin der Politik- und Sportwissenschaften an der FU Berlin. Dieses Jahr wird die Berlinerin als eine von drei Studierenden aus der Bundesrepublik an der Internationalen Olympischen Akademie vom 19. Juni bis 4. Juli 2001 in Olympia/Griechenland teilnehmen. Das Kuratorium Olympische Akademie und Olympische Erziehung des Nationalen Olympischen Komitees hat auf seiner Frühjahrstagung Anfang März 2001 in Oberhof aus zwölf Bewerbern drei Studierende deutscher Hochschulen ausgewählt.

Insgesamt werden in der Heimatstadt der Olympischen Spiele über 200 Studierende zwischen 18 und 28 Jahren aus über 100 Nationen erwartet. Die



Maren Breuer wandelt auf den Spuren des Olympischen Geistes.

Teilnehmenden werden in archäologischen Exkursionen nach Olympia und Delphi die Spur der antiken olympischen Spiele aufnehmen. Neben der Erforschung der Geschichte des Sports werden die Teilnehmer in Seminaren Referate zu olympischen Themen hören.

Anschließend erörtern die Gäste in Diskussionsgruppen Themen der Sportkultur, Sportpolitik und der „Olympischen Erziehung“. Die Gedanken von Fairplay und gegenseitiger Achtung sollen weiterentwickelt und weitervermittelt werden. Ziel der Internationalen Olympischen Akademie ist es, auf diesem Weg einen weiteren Schritt zur internationalen Verständigung zu gehen.

Aus diesem Grund waren für die Bewerbung nicht nur das Interesse und die Beschäftigung mit olympischen Themen ein wichtiges Kriterium, sondern auch neben der wissenschaftlichen Eignung die Kooperations- und Integrationsbereitschaft.

Maren Breuer ist seit 1981 die erste Studierende der FU Berlin, die in Olympia die Bundesrepublik vertritt. Die drei deutschen Teilnehmenden treffen sich vom 11. bis 13. Mai in Berlin, um den Sommer in Griechenland vorzubereiten. Sie werden von den Mitgliedern des Nationalen Olympischen Komitees Achim Bueble und Robert Marxen betreut. Wer sich für die Internationale Olympische Akademie oder für „Olympische Erziehung“ interessiert, kann sich an Herrn Bueble, Referat Olympische Erziehung des Nationalen Olympischen Komitees, Tel.: 069-67 00 231, wenden oder informiert sich im Internet unter <http://www.nok.de>.

Robert Ratz

Lange Studienzeiten scheinen zur FU gehören wie der FC Bayern zur Bundesliga. Die Gründe hierfür sind sicher vielschichtiger Natur, und die Langzeitstudierenden finden sich an allen Fachbereichen und Instituten. Auch am Kunsthistorischen Institut kennt man diese Spezies, blieb dort aber nicht tatenlos, wie Prof. König, Beauftragter für Studienberatung Kunstgeschichte, in einem Gespräch erklärte. „Im Zuge der damaligen Einführung der von den Studenten als Zwangsberatung bezeichneten obligatorischen Prüfungsberatung habe ich allen Studierenden ab dem 10. Semester einen Brief geschrieben. Darin wurden sie aufgefordert, an Intensivkursen teilzunehmen, um sich wieder dem wissenschaftlichen Diskurs annähern zu können“, erläutert Prof. König in seinem Büro in der Koserstraße. In einem Jahr sollten die Studierenden im Hauptseminar in berühmten Feldern der Kunstgeschichte wieder den aktuellen Stand der Kunstgeschichte erreichen. Dabei beschränkte sich das Hauptseminar nicht nur auf die zwei Wochenstunden an der

Universität. Es wurde ausgeweitet auf intensive Museumsbegehungen und Studienreisen, etwa nach Belgien, Italien oder Holland. Im Anschluss daran trafen sich wöchentlich jeweils etwa zwanzig Leute, erarbeiteten in dieser Phase Magisterthemen und blieben auch während der Fertigstellung der Magisterarbeit einander verbunden. „Die Teilnehmer dieser Kurse haben dank dieser Maßnahmen nicht nur besser abgeschnitten, als es ihnen aus eigener Kraft möglich gewesen wäre. Sie konnten darüber hinaus auch das individuelle Profil ihrer Arbeiten schärfen.“ Als im August 2000 die Frist der alten Studienordnung am Institut auslief, wurde wieder ein Kurs ins Leben gerufen, der auf eine Dauer von zwei Semestern angelegt war und die Studierenden im Hinblick auf die anstehenden Magisterprüfungen und die Magisterarbeit erfolgreich vorbereitete – es wurde wissenschaftliches Schreiben geübt und den Studierenden durch Prüfungssimulationen die Angst vor der ech-

ten Prüfungssituation genommen. Warum sich Prof. König für solche Projekte engagiert? „Es macht mir Spaß. Ich empfinde eine grundsätzliche Freude, die Studierenden während des Exams und des Studiums zu begleiten und zu unterstützen“, bekommt man vom entschiedenen Gegner von Studiengebühren zu hören. Einen wichtigen Ansatz zur Reform sieht er bei den Lehrenden: „Das Studium könnte sicher auch leichter sein, wenn sich die Professoren an ihre Termine hielten, Arbeiten nicht verzögern oder verschlampen und ihre Sprechstunden auch wahrnehmen würden.“ Allerdings müssten auch die Studierenden deutlich mehr Disziplin an den Tag legen, womit er sicher nicht ganz Unrecht hat.

Bernd Wannemacher



Also lautet ein Beschluss:

*Daß der Mensch was lernen muß,
Nicht allein das ABC
Bringt den Menschen in die Höh;
Nicht allein im Schreiben, Lesen
Übt sich ein vernünftig Wesen;
Nicht allein in Rechnungssachen
Soll der Mensch sich Mühe machen;
Sondern auch der Weisheit Lehren
Muß man mit Vergnügen hören.*

Aus: Wilhelm Busch, Vierter Streich

MELDUNGEN

DEUTSCH-JAPANISCHES STUDENTENFORUM

Die internationale Studentenorganisation AIESEC veranstaltet vom 27. August bis 9. September 2001 das 9. Deutsch-Japanische Studentenforum in Berlin. Es werden 60 Studierende beider Länder zusammenkommen, um über wirtschaftlich und sozial relevante Themen zu diskutieren und die jeweils andere Kultur kennenzulernen.

Den ersten Teil des Forums bildet ein siebentägiges Symposium zum Thema „Jugendkulturen“. Im Rahmen zahlreicher Vorträge, Workshops und Firmenbesichtigungen werden sich die Studierenden und weitere Referenten im Dialog mit japanischen und deutschen Ansätzen zu diesem Thema auseinandersetzen.

Die AIESEC ist eine Studentenvereinigung, die 1948 von Studenten aus sieben europäischen Ländern gegründet worden ist. Die Organisation will mit ihren 50.000 Studierenden aus über 80 Mitgliedsländern einen aktiven Beitrag zur Völkerverständigung leisten. Weitere Informationen sind im Internet unter <http://www.japangermanyforum.de> erhältlich oder bei AIESEC, HU Berlin, Spandauer Str. 1, Turmzimmer, 10178 Berlin, Fax: 030-20935680 angefordert werden.

CREATIVE WRITING

Die Internationale Sommeruniversität der FU bietet wieder ein englischsprachiges Seminar im „Kreativen Schreiben“ mit dem Titel „Travel minor“ an. Dieser Kurs wird von Prof. Joyce Hackett von der New York University, einer der Partneruniversitäten der Freien Universität Berlin, geleitet. Die Studierenden erhalten die einmalige Gelegenheit, in englischer Sprache die hierzulande kaum gelehrt Disziplin in Berlin zu erlernen. Nähere Informationen zu diesem wie auch 17 anderen Seminaren der Internationalen Sommeruniversität sind im Internet unter www.fu-berlin.de/summeruniversity zu finden. Für unbefristet immatrikulierte Studierende der FU beträgt die ermäßigte Gebühr 250,- DM pro Kurs und Teilnehmer.

INTERNATIONALER DIPLOMSTUDIENGANG INFORMATIK

Der Fachbereich Mathematik und Informatik der FU Berlin bietet ab dem Wintersemester 2000/01 einen Diplomstudiengang Informatik mit internationalem Zuschnitt an. Die enge Verzahnung von theoretischen und praktischen Inhalten erlaubt nach drei Jahren einen berufsqualifizierenden Ab-

schluß als bachelor of computer science. Nach zwei weiteren Jahren können die Studierenden den Master Grad erwerben. Die Studienleistungen werden nach dem European Credit Transfer System (ECTS) bewertet. Neben der Möglichkeit, Fremdsprachenkenntnisse zu vertiefen, sollen die Studierenden auch Berufspraktika absolvieren können. Die Einschreibefrist endet am 15. Juli 2001. Interessenten können sich für weitere Informationen an das Institut für Informatik, Fachbereich Mathematik und Informatik der FU Berlin, Frau Eckart, Tel.: 838 75100, melden.

STUDENTISCHES THEATER DER FU

Die Studiobühne der FU inszeniert vom 17. bis 20. und 23. bis 27. Mai 2001 jeweils um 20.00 Uhr im „el GarteN Infernale/Kulturhaus Pankow“ das Schauspiel „TRAUM/SPIEL“ nach August Strindberg. Die Gruppe der Studierenden der Theaterwissenschaften der FU will mit diesem Stück praktische Erfahrungen sammeln. „Es ist ein Jammer, Mensch zu sein!“ Dies ist ein Ausruf der Gottestochter, die auf die Erde gekommen ist, um das Glück unter den Menschen zu suchen. Ihre Erwartungen werden bitter enttäuscht. Sie trifft auf resignierte Menschen, die die Suche nach dem

Glück längst aufgegeben und sich auf ein Leben voller Leid eingestellt haben. Menschen einer Spaßgesellschaft, die mit Handy, H&M und Zahnpastagrinsen eine perfekte Welt suggerierten.

IX. FRANZÖSISCHE SOMMERUNIVERSITÄT IN LEIPZIG

Vom 2. bis 14. Juli diesen Jahres findet an der Uni Leipzig zum neunten Mal die französische Sommeruniversität statt. Die beliebte Veranstaltung wird vom Institut Français und dem Frankreich-Zentrum der Leipziger Universität ausgerichtet. Das diesjährige Rahmenthema legt einen Schwerpunkt auf Kommunikationsstrategien. Auf ganz verschiedene Weisen wird von den Teilnehmenden aus Deutschland, Litauen, Polen und Tschechien der Zugang zu Fragestellungen aus diesem Bereich erarbeitet, dabei helfen französische und frankophone Experten aus Wissenschaft und Wirtschaft. Das Angebot ist offen für Abiturienten, Berufstätige und natürlich auch Studenten. Die Fachrichtung ist egal, das Interesse an französischer Sprache und Kultur genügt als Qualifikation. Wer Lust hat, meldet sich bis zum 30. Mai am Frankreich-Zentrum der Universität Leipzig, Augustplatz 10-11, 04109 Leipzig. Telefon: 0341-9730236; E-Mail: franzoesischesommeruni@rz.uni-leipzig.de

Erste programmierbare Rechenmaschine der Welt nachgebaut

Zuses Computer wiederbelebt

„Während des Krieges ist in Deutschland von der Firma ‚Zuse-Apparatebau‘ ein neuartiges, wissenschaftliches Rechengerät entwickelt worden, welches auf Grund seiner Einmaligkeit und Universalität das Interesse der gesamten Fachwelt erregen dürfte.“ So beschrieb Konrad Zuse am 14. Juni 1945 seine neueste Rechenmaschine, die den schlichten Namen Z4 trug und lediglich die minimal veränderte Nachfolgerin der bereits 1941 entwickelten Rechenmaschine Z3 war. Die ältere dieser beiden Maschinen stellt unbestritten einen Meilenstein in der Computerentwicklung dar, denn immerhin handelte es sich bei der Z3 um die erste programmierbare vollautomatische Rechenmaschine, die mit all ihren Funktionen und Möglichkeiten das Zeitalter des modernen Computers eröffnete.

Anlässlich seines 60. Geburtstags hat nun ein Kooperations-team der zwei Berliner Universitäten – Freie und Technische Universität – mit dem Nachbau der Rechenmaschine Z3 den ersten Computer der Welt wieder auferstehen lassen.

ZAHLEN ÜBER ZAHLEN

Der Berliner Erfinder Konrad Zuse hatte bereits die Rechenmaschine Z1 und einen kleinen Prototypen namens Z2



Fotos: Horst Zuse

Konrad Zuse vor dem Nachbau seiner Z3 (1964)

konstruiert, bevor er sich an die Realisierung seines wahren Traumes wagte: eine programmierbare Maschine, die in erster Linie der automatischen Durchführung umfangreicher und komplizierter mathematischer, wissenschaftlicher und technischer Rechnungen dienen sollte. Dabei war Zuse von folgender Problemstellung ausgegangen: „Es soll jede explizit gegebene algebraische Funktion beliebigen Aufbaus und Umfangs, die nur die elementaren Grundoperationen enthält, nach Einstellung der Variablen vollautomatisch ausgerechnet werden. Dabei wird für jede Formel bzw. jeden

zusammenhängenden Formelverband ein Rechenplan hergestellt, welcher den Gang der Rechnung angibt und für sämtliche Variationen der Zahlenwerte der Variablen gilt.“ (Zuse 1945).

Das Ergebnis war ein vollautomatisches Rechenwerk, das der Lösung mathematischer Grundoperationen diente: Addition, Subtraktion, Multiplikation, Division und das Quadratwurzelziehen. Es konnten Zeichen und beliebiger Lage des Kommas eingegeben werden, wobei jedoch die Genauigkeit des Gerätes auf eine bestimmte Stellenzahl (6-8 Dezimalstellen) beschränkt blieb, und die Größenordnung der Zahlen in einem weiten Spielraum variiert werden konnte. Die Bestimmung des Vorzeichens und die Lage des Kommas erfolgte ebenfalls ganz automatisch. Die Zahlen konnten entweder an einer Tastatur eingestellt oder von einem Speicherwerk übertragen werden. Die Gesamtanlage wurde durch ein sogenanntes „Planwerk“ gesteuert, das die Verbindung zwischen Rechen- und Speicherwerk darstellte. Das Planwerk tastete den auf dem klassischen Lochstreifen festgehaltenen Rechenplan ab, übermittelte die nötigen Befehle an das Rechenwerk und sorgte schließlich für die Übertragung der Zahl zwischen Rechen- und Speicherwerk.

DAS RECHENWUNDER

Derartige Rechenpläne waren für komplette Systeme von linearen Gleichungen beliebigen Grades, Determinanten, Produktsummen, Matrizen, numerische Integrationen usw. hergestellt und erprobt worden. Rechnungen, die bis zur Erfindung der Z3 noch mehrere Stunden

Nachbau eines originalen Schrittschalters, wie er in der Z3 eingesetzt wurde.

in Anspruch genommen hatten, konnten jetzt innerhalb von wenigen Minuten gelöst werden. Die zahlreichen Optionen dieser neuartigen Rechenmaschine eröffneten neue Anwendungsgebiete, in denen diese Maschine nun effektiv eingesetzt werden konnte. Mit seiner Studie Z3 hatte Konrad Zuse ein neues Konzept erproben wollen: Er wollte mit ihr den Nachweis liefern, dass eine derartige Rechenmaschine vollständig mit telephonischen Relais gebaut werden konnte. Bisher waren dafür elektromechanische Komponenten verwendet worden. Unmittelbar nach der erfolgreichen Vorführung der neuesten Rechenerfindung in Berlin-Kreuzberg am 12. Mai 1941 erhielt Zuse von der Deutschen Versuchsanstalt für Luftfahrt (DLV) den Auftrag für ein Nachfolgemodell, das der erste kommerzielle Computer der Welt werden sollte: die Maschine Z4, die er mit einer weiteren Reihe von Hilfsoperationen ausstattete: Quadrieren, Multiplizieren mit π , Vorzeichen umkehren und einige mehr. Diese Möglichkeiten führten zu einer vielseitigen Nutzung des

Computers. Einsetzbar war die Rechenmaschine jetzt in Bereichen wie etwa der Aero- und Hydrodynamik, Ballistik, Optik, Atom- und Geophysik, Astronomie, Wetterrechnung, Statik und Wahrscheinlichkeitsrechnung sowie im Vermessungswesen. Für die Kriegswirtschaft kam ein solches Rechengenie wie gerufen. Das Prinzip der Z4 war in längeren Einsatzphasen erprobt worden. Und so war geplant, sämtliche Institute und Rechenbüros, in denen größere Zahlenrechnungen erforderlich waren, mit Geräten dieser Art auszustatten. Man war der Überzeugung, dass ohne derartige Maschinen die umfangreichen Aufgaben nicht mit genügend Schnelligkeit und Sicherheit durchgeführt werden könnten. Um die große Nachfrage nach der Z4 befriedigen zu können, sollte der Rechner serienmäßig hergestellt werden. Dieser Plan allerdings wurde nie realisiert; das Kriegsende sorgte für eine Unterbrechung der vollständigen Entwicklung der Z4.

NACHBAUTEN

Der „erste Computer der Welt“, Zuses Z3, ist einem modernen Computer sehr ähnlich. Beide bestehen aus einem Steuerwerk, einem Speicher, einer arithmetischen Einheit (dem Rechenwerk), den Ein- und Ausgabeeinheiten, und beide sind programmgesteuert. Wie die Z3 arbeiten moderne Computer in der binären Schaltungslogik und mit binären Gleitkommazahlen. Um die Eleganz der Maschine zu demonstrieren und das Verständnis eines Com-

puters transparent darzustellen, hat ein Team der beiden Berliner Universitäten FU und TU unter der Federführung der Informatiker Professor Raúl Rojas (Freie Universität) und Dr. Horst Zuse (Technische Universität) den 60. Geburtstag der Z3 zum Anlass genommen, diesen einzigartigen Rechner nach zu bauen. Unterstützt wurden sie mit exzellentem Fachwissen und unermüdlichem Engagement von Frank Darius von der Freien Universität und Georg Heyne vom Fritz-Haber-Institut. Aber auch Schüler zeigten großes Interesse an dem Nachbau und lieferten ihren Beitrag. So bauten etwa Schüler des Friedrich-Schiller-Gymnasiums in Bautzen die Ein- und Ausgabekonsolle der Z3, Schüler der 1. Berufsschule Pankow (Sonderpädagogik) schweißten die Gestelle für den Speicher und das Rechenwerk. Natürlich durfte auch die Konrad-Zuse-Schule in Hünfeld bei dem Projekt nicht fehlen. Sie waren für die Konstruktion des Lochstreifenlesers und Lochstreifenstanzers verantwortlich.

Bereits in den 60er Jahren hatte Konrad Zuse selbst die Z3 im Maßstab 1:1 rekonstruiert. Diese Rekonstruktion befindet sich heute im Deutschen Museum in München. Im Gegensatz zu ihr wurden bei dem jüngsten Nachbau des Berliner Teams didaktische Aspekte berücksichtigt. Der Nachbau ist so aufbereitet, dass die Funktion der Rechenmaschine, aber auch die eines Computers im Allgemeinen, verständlich demonstriert wird. Dazu wurden, wie in der Z3, Relais als Bauelemente verwendet, jetzt jedes Relais zusätzlich mit einer Leuchtdiode versehen wurde. Auch der Datenstrom zwischen den einzelnen Komponenten wird durch Leuchtdioden dargestellt. Schaltungen, die eine besondere Funktion haben, wie z. B. die Ermittlung einer Speicheradresse (Wählwerk, Tannenbaumschaltung), sind in bildhafter Darstellung repräsentiert. Der Nachbau der Z3 dient nicht nur dazu, interessierten Personen die Funktion eines Computers zu erläutern, sondern er steht darüber hinaus auch Museen zur Verfügung.

Mehr Informationen zu Konrad Zuse, seinen Rechenmaschinen und das Konrad Zuse Archiv Berlin sind im Internet erhältlich unter:

<http://www.zib.de/zuse>. Ilka Seer

Das Additionswerk der Z3 als fertiges Plakat mit Informationen zur Z3



WISSENSCHAFTSKALENDER

6. Juni 2001, 16.00-18.00 Uhr:

„Welche Finanzierungsmöglichkeiten gibt es für Unternehmensgründungen?“ Diese Frage stellt Klaus Krone (Krone Management & Technologie GmbH) im Rahmen der Ringvorlesung „Entrepreneurship – Universität als Labor für Gründungsideen“.

Ort: Henry-Ford-Bau der FU Berlin, Hörsaal D, Garystr. 35, 14195 Berlin. Infos: Caroline Wichmann, Tel.: 030/8338-73600, E-Mail: messe@zedat.fu-berlin.de.

7. Juni 2001, 19.30 Uhr:

„Ist die Würde des Menschen antastbar?“ Prof. Dr. F. J. Wetz (Schwäbisch

Gmünd) versucht, im Rahmen der Ringvorlesung „Auf Leben und Tod – Vorlesungen und Diskussionen zur Ausstellung, Körperwelten“ diese Frage zu beantworten.

Ort: Institut für Anatomie der Charité, Friedrich-Kopsch-Hörsaal, Philippstr. 12, 10115 Berlin. Ansprechpartnerin: Prof. Dr. Renate Graf, Tel.: 030/8445-1951, E-Mail: anagraf@zedat.fu-berlin.de.

13. Juni 2001, 17.00 Uhr s.t.:

Onkologisches Seminar 2001: „Magenkarzinom“.

Ort: Tumorzentrum des Universitätsklinikums Benjamin Franklin der FU Berlin,

Hörsaal West, Hindenburgdamm 30, 12200 Berlin.

Ansprechpartner: PD Dr. med. W. Knauf, Tel.: 030/8445-4246, Fax: 030/8445-4468.

15. Juni 2001, 18.00 Uhr:

„Klassik im Grünen I“. Sommerkonzert im Botanischen Garten Berlin-Dahlem. Kartentelefon: Deutsches Symphonie-Orchester Berlin, Tel.: 030/20 39 87 11 (Mo-Fr: 9.00-17.00 Uhr).

Ort: Botanischer Garten und Botanisches Museum Berlin-Dahlem, Königin-Luise-Str. 6-8 (Eingang Königin-Luise-Platz), 14195 Berlin.

Infos unter Tel.: 030/838-50100.

Vom Sprechen bei der Arbeit

Expedition durch die Geschichte des Klatsches



Die Waschplätze haben sich im Laufe der Zeit geändert, die Lust auf Klatsch und Tratsch ist geblieben. Der Impressionist Ettore Tito (1859-1941) malte sein Bild „Wäscherinnen“ im Jahr 1903.

Kein Zweifel, Klatsch ist in aller Munde; zumal in den Zeiten des Internet. Die modernen Medien haben das Klatschbedürfnis nicht verringert, den „ungesicherten Informationen“ – den Gerüchten, dem Geschwätz, dem Klatsch und Tratsch – wurden hier vielmehr neue Kanäle gebaut. Davon ist Birgit Althans, Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Allgemeine Pädagogik des Fachbereichs Erziehungswissenschaft und Psychologie der Freien Universität überzeugt. Auch seriöse Medien sieht sie bei Christoph Daums Drogenkonsum, Joschka Fischers Vergangenheit und Boris Beckers Scheidungsgeschichte in bester Klatschreportagetradition. Althans wollte dem Klatsch auf die Spur kommen und hat die Ergebnisse ihrer Forschungen jetzt vorgelegt. Mit ihrer im Campus-Verlag als Buch erschienenen Dissertation „Der Klatsch, die Frauen und das Sprechen bei der Arbeit“ lädt sie zu „einer Expedition durch die Geschichte des Klatsches“ ein. Die führt von den Waschplätzen der Frauen über das Kaffeehausgerede der Männer unter die Röcke der Hofdamen des 18. Jahrhunderts und die Couch Sigmund Freuds.

Die „Ur-Szene“, an die das lautnachahmende Wort Klatsch erinnert, sind die Waschplätze der Frauen. Hier wurden nicht nur mit weithin schallenden Schlägen die anstößigen Flecken aus der Wäsche, sondern auch arbeitsbegleitend „mit dem Maule gewaschen“, wie Luther beanstandete, und genüßlich über die (sexuelle) Herkunft der Flecken spekuliert. Das Wäschewaschen war traditionellerweise reine Frauenarbeit, ebenso wie die anderen Tätigkeiten der winterlichen Munkel- und Kunkelstuben, die allegorisch mit dem „Klatschen“ in Verbindung gebracht werden, wie etwa das Nähen und Flickern („jemandem am Zeug flicken“), oder die Flachsverarbeitung („jemanden durchhe-

cheln“). Beim Klatsch handelte es sich zunächst um ein spezifisches, ins Auge fallendes, weibliches Genießen des Sprechens bei langwieriger, monotoner und teilweise sehr harter körperlicher Arbeit, die durch die Lust der arbeitenden Frauen am Klatsch, am Gespräch über das »Allerletzte«, kompensiert wurde.

FÜR FRAUEN GENUSS – FÜR MÄNNER ARBEIT

Männer wurden von diesen weiblichen Informationszentralen durch obszöne Gesten (Heben der Röcke und Entblößen des Geschlechts) und die verbale und manuelle Schlagfertigkeit der Frauen ferngehalten: Klatsch! Der Kitzel des Waschplatzklatsches sollte allein den Frauen vorbehalten bleiben, die damit auch die soziale Kontrolle der sexuellen Angelegenheit bewahrten: Auf dem Waschplatz wurden junge Mädchen über die Geheimnisse der Sexualität aufgeklärt, hier erörterte man sexuelles Fehlverhalten, uneheliche Schwangerschaften. Der ins Auge fallende körperliche Genuss, der Frauen am Sprechen, wenn sie zusammen arbeiteten, irritierte männliche Beobachter wie Luther oder die Aufklärer Diderot und Rousseau, aber auch spätere Beobachter arbeitender Frauen, wie die Vertreter des Scientific Managements und der Human-Relations-Bewegung Anfang des 20. Jahrhunderts. Der Klatsch der Frauen bei der Arbeit enthielt (und enthält) sowohl das Moment der notwendigen Verschwendung, der Verausgabung, die der französische Schriftsteller, Soziologe und Philosoph George Bataille in seiner Kritik an der „beschränkten“ Ökonomie ausgemacht hat, wie auch destruktive Anteile, die der Psychoanalytiker Jacques Lacan in seinem Begriff des Genießens aufgezeigt hat. Die »Sprech-Performance« widersprach in ihrem starkem Genuss-Aspekt nicht nur den Anforderungen der protestantischen Ethik auf eine maßvolle Lebensführung, sondern auch den Regeln des

vernunftbetonten Informationsaustausches, des »nüchternen Gesprächs«, das in den englischen Kaffeehäusern des achtzehnten Jahrhunderts entstand. Die Kaffeehäuser waren die männlichen Informationszentralen, die die neuen Welten der Finanzen, des Handels und der Politik, die neue „bürgerliche Öffentlichkeit“ also, mit Nachrichten versorgten. Dort wurden die Gesten und Rituale der Rationalität entwickelt, die zumindest die Illusion erlaubten, aus den neuesten Gerüchten, seriöse, „verlässliche“ Nachrichten zu machen, die man für Geschäftsabschlüsse und politische Entscheidungen nutzen konnte. Der Genussaspekt beim Informationsaustausch musste in dieser neuen Welt betonter Rationalität vermieden, auf jeden Fall aber geleugnet werden, obwohl Beschreibungen aus der Frühzeit der Kaffeehäuser darauf hindeuten, dass es ihn durchaus gegeben hat. Auch die betont rational agierenden, nüchternen Geschäftsmänner des achtzehnten Jahrhunderts haben in ihren Kaffeehäusern müßig geklatscht (Kaffee-klatsch) – anders als beim Waschplatzklatsch der Frauen war ihr Sprechen jedoch kein Reden bei der Arbeit, sondern die Installation eines Sprechens als Arbeit. Aus diesen Gründen wird verständlich, dass Männer bestrebt waren, das eigene Klatschverhalten durch die betonte Rationalisierung der Informationskultur zu maskieren und den Klatsch als „gender“, als spezifisch „Weibliches“ in den Bereich der „fiction“ zu verschieben. Diese Tradition wurde von den Autoren der Aufklärung in ihren Bildungsromanen fortgeschrieben und trug so zur Kultivierung der Geschlechtscharaktere bei. Eine besondere Rolle spielte dabei der Begriff des credits und der damit verbundene credit-Diskurs, eine Entdeckung, auf die Althans besonders stolz ist. Credit bedeutet im Englischen nicht nur finanzielle, sondern auch moralische Glaubwürdigkeit. Bei der Konstituierung der modernen Finanzwelt und der „professionellen“ Politik spielte er eine zentrale Rolle. Einerseits wird ein Politiker oder ein Geschäftsmann erst „gemacht“, indem man ihn ins

Gerede bringt und so seinen credit gewissermaßen performativ erzeugt, andererseits kann sein credit ebenso durch abfälliges Gerede im Nu vernichtet werden.

KLATSCH VERSUS RATIONALISIERUNG

Der Aufklärer Rousseau erfand mit seiner Konzeption des „typisch“ schamhaften weiblichen Sprechens die moderne indirekte Klatschkommunikation („Ich will ja nichts sagen, aber...“), das Spiel mit den Andeutungen, mit dem Freud in der Psychoanalyse zu kämpfen hatte. Mit seinem Forschungstrieb, seinem „Begehren zu wissen“, spielten seine Patientinnen (die dies als Klatschinteresse empfanden) ebenso wie die Arbeiterinnen in den Human-Relations-Experimenten des frühen Managements, die sich ausdrücklich mit den menschlichen Beziehungen am Arbeitsplatz beschäftigten. Dort taucht der Klatsch der Arbeiterinnen wieder – wie bei den Wäscherinnen zu Beginn als Sprechen bei der Arbeit – auf und wurde vom Management massiv bekämpft.

Gerade die Geschichte der Aufklärung zeigt, so Althans, dass auch Männer von jeher exzessiv klatschen. Dabei wird aber auch deutlich, dass sie sich das für den Klatsch so wichtige Genießen systematisch aberzogen haben, um die Fiktion des seriösen Sprechens, einer auf Fakten beruhenden Informationskultur zu erzeugen, auf der die Finanz- und Geschäftswelt gründet. Und eben das macht ihrer Meinung nach den Klatsch im Internet gefährlich; denn der Klatschaspekt von Information ist nicht mehr identifizierbar. Althans Fazit: Identifizierbar ist der Klatsch nur durch den speziellen Genuss, der mit ihm einher geht – und den erkennt man nur beim Klatsch von Frauen.

Birgit Althans/Anne Schillo

Anzeige

Gästezimmer, hell, ruhig, FU-Nähe
DM 50,-/Tag - 822 58 77/838 5 6093

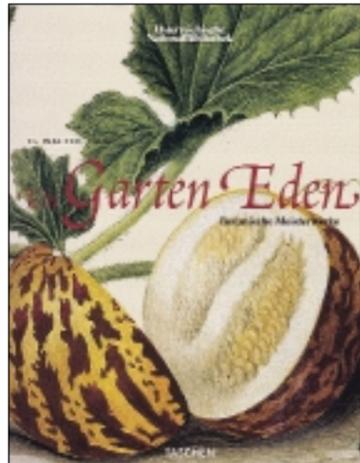
Birgit Althans: Der Klatsch der Frauen und das Sprechen bei der Arbeit, Campus Verlag, Frankfurt/New York, ISBN: 3-593-36633-9, 473 Seiten, 78,- DM

Die Österreichische Nationalbibliothek beherbergt einen märchenhaften Bestand an botanischen Illustrationen

Ein Rausch von Farben und Formen

Wien ist nicht nur durch die Sachertorte bekannt, die Lipizzaner und die Sängerknaben, sondern auch als eine Stadt weltberühmter Museen und Bibliotheken. Für den Botaniker ist die Österreichische Nationalbibliothek von besonderem Interesse, denn sie beherbergt einen märchenhaften Bestand an Schrift- und Bildmaterial über Pflanzen aus vielen Jahrhunderten. Hundert der spektakulärsten Objekte werden in der Ausstellung 'Ein Garten Eden' vom 15. Mai bis 31. Oktober 2001 im Prunksaal der Österreichischen Nationalbibliothek zu sehen sein, darunter vieles, was bisher nie und nirgendwo gezeigt wurde. Dazu erschien ein reich illustrierter Begleitband (siehe Kasten), der gleichsam Unmögliches möglich macht, nämlich in den ausgestellten Meisterwerken der botanischen Illustration zu blättern.

Für den Reichtum dieser Sammlung gerade an botanischen Objekten sind drei



Garten Eden – Meisterwerke der botanischen Buchillustration
Hans-Walter Lack
Englisch/Deutsch/Französisch
Köln 2001
ISBN 3-8228-5727-0

tätenschau, sondern als bebilderte Schatzkammer botanischen Wissens. Für mehrere Objekte ist kein Wort zu groß. Der Codex Fuchs, zwischen 1538 und 1566 in Tübingen entstanden und die bedeutendste Renaissance-Handschrift ihrer Art, enthält die erste Abbildung einer blühenden und fruchtenden Mais-Pflanze – Kolumbus hatte bereits von seiner ersten Reise lebendes Material von den Karibischen Inseln nach Spanien mitgebracht. Mattioli's Commentarii aus dem Jahre 1565 enthalten die erste gedruckte Abbildung eines Strauches, der uns ganz alltäglich erscheint – des Flieders. Er ist aber in seiner natürlichen Verbreitung auf das Gebiet des heutigen Staates Bulgarien beschränkt und wurde erst um 1560 über Wien und Venedig nach Mitteleuropa gebracht. Kaempfers Amoenitatum aus dem Jahre 1712 enthalten die erste gedruckte Abbildung eines weit verbreiteten Parkbaums – des Ginkgo, der vom Autor zwar erstmals in

die Themen und die Techniken. Die Ausstellung beginnt mit dem Codex Aniciae Juliana, vor 512 in Byzanz auf Pergament gemalt. Es ist die berühmteste byzantinische Handschrift weltlichen Inhalts, aus gutem Grund eingetragen in die Memory of the World – Liste der UNESCO. Die Ausstellung endet mit einer Neuerscheinung des Jahres 2000. Ausgewählt wurden Werke aus allen Teilen der Welt – hergestellt in China ebenso wie in England, in Indien ebenso wie in Frankreich und Deutschland. Der thematische Bogen spannt sich von Kräuterbüchern, Floren, Monographien bis hin zu Plakaten und Ex Libris, von den Blütenpflanzen über die Moose und Flechten bis zu den Algen. Auch der Graphik-Fan kommt auf seine Kosten – Zeichnungen, Aquarelle, Holzschnitte, Kupferstiche, Lithographien, Radierungen, Naturselbstdrucke finden sich ebenso wie Serigraphien und Rotationsdrucke. Der Schwerpunkt der Ausstellung 'Ein Garten Eden' liegt dabei eindeutig auf der botanischen Abbildung, also der naturgetreuen Darstellung von Pflanzen, weniger auf dem Text. Auch wenn viele Objekte selten und die Handschriften selbstverständlich Unikate sind, versteht sich die Ausstellung nie als Rari-

Abb. 2. *Astrocaryum jauari* Mart. und *Leopoldinia pulchra* Mart. Kolorierte Lithographie aus C. F. P. v. Martius, *Historia Naturalis Palmarum*, 1824. ÖNB, Wien.



Abb. 1. *Bromelia chrysantha* Jacq. Kolorierter Kupferstich aus N. J. Jacquin, *Plantarum rariorum horti caesarei Schoenbrunnensis descriptiones et icones*, 1797. ÖNB, Wien.

Gründe maßgebend: (1) Die kaiserliche Hofbibliothek, aus der die Österreichische Nationalbibliothek hervorging, diente unter anderem als Bibliothek der kaiserlichen Leibärzte und Hofapotheker. Da Pharmazie und Botanik gemeinsame Wurzeln besitzen und lange Zeit der überwiegende Anteil des Arzneimittelschatzes pflanzlichen Ursprungs war, erwarb man auch botanische Literatur. (2) Die weit gespannten politischen Interessen der Habsburger und die zentrale Position Wiens in Mitteleuropa spiegeln sich in einer ebenso weit gespannten Erwerbungsstätigkeit wider, die erst im späten 19. Jahrhundert nachlässt. Dem Repräsentationsbedürfnis des Kaiserhauses entspricht die Erwerbung botanischer Prachtwerke aus aller Welt. (3) Franz I., Kaiser von Österreich, und sein Sohn Ferdinand I. besaßen ausgeprägte gärtnerisch-botanische Interessen. Ohne Kosten zu scheuen, ließen sie die teuersten Bücher kaufen und beschäftigten jahrzehntelang Kammermaler, welche die luxuriöse Pracht ihrer Gärten in naturgetreuen Deckfarbenmalereien festhielten. Geboten wird ein Querschnitt durch die Zeit, den Raum,



Abb. 3. *Anemone-Hybriden*. Deckfarbenmalerei nach N. Robert, ca. 1670. *Florilegium des Prinzen Eugen von Savoyen*. ÖNB, Wien.

Japan gezeichnet wurde, ursprünglich aber aus China stammt, wo er in schwer zugänglichen Bergwäldern wächst. Nicht nur die Novitäten – wie ein kolorierter Kupferstich der damals der Wissenschaft noch unbekanntes *Bromelia chrysantha* aus Südamerika (Abb. 1) – faszinieren, es ist auch der Rausch der Farben und Formen, welche den Besucher ansprechen. Die brasilianische Landschaft mit Palmen (Abb. 2) macht mit dem Lebensraum der feuchten Tropenwälder vertraut, und der Anemonen-Strauß (Abb. 3), eine Deckfarbenmalerei auf Pergament, mit dem Luxus der Gartenkunst zur Zeit von Ludwig XIV., König von Frankreich. Bei aller wissenschaftlichen Durchdringung des Themas botanische Illustration bleibt aber das Staunen über die schöpferische Kraft des Menschen, selbst so vergängliche Objekte wie lebende Pflanzen dauerhaft im Bild festzuhalten. Eine wahrscheinlich auf Jahrzehnte einmalige Darstellung dieses Themas ist derzeit zu bewundern – in Wien.

Prof. Dr. Hans-Walter Lack
Direktor am Botanischen Garten und
Botanischen Museum Berlin-Dahlem

DER FRAGEBOGEN



Foto: Dahl

In welchem Bereich der FU würden Sie am liebsten arbeiten?

In meinem Bereich – der Zahnmedizin –, allerdings gibt es wie überall an der FU Schwierigkeiten, so werden die Öffnungszeiten der Bibliothek immer weiter eingeschränkt, Kleingruppenunterricht zur Verbesserung der Lehre ist angesichts der Betreuungsrelation Lehrende : Studierende unmöglich, das Promovieren oder Forschen neben der Betreuung der Studierenden (bis zu 18,5 Stunden in der Woche) ist schwer etc. etc.

Welches Fach würden Sie am liebsten studieren?

Neurobiopsychologie ...

Was würden Sie mit dem Geld aus den Villenverkäufen machen?

Z.B. das ehemalige US-Headquarter als Zentrum für Lehrende und Lernende herrichten, damit die FU endlich einen Campus erhält und damit Identifikationsmöglichkeiten.

Entscheidende Dinge

Was regt Sie am meisten auf?

Dass die FU nach wie vor zuviel Bürokratie und Hierarchie (entgegen der Gründungsidee) aufweist.

Was bringt Sie zum Lachen?

Politisches Kabarett.

Wohin möchten Sie flüchten, wenn es Ihnen zu viel wird?

Je nach Jahreszeit möchte ich ans, aufs oder ins Wasser eines der Berliner Seen gehen.

Was ist Ihre heimliche Leidenschaft?

Meine Leidenschaft für die FU-Hochschulpolitik ist nach mehreren Jahren als Vertreterin des Mittelbaus im Akademischen Senat oder im Fachbereichsrat nicht mehr zu verheimlichen.

FU-Dinge

Was würden Sie als erstes ändern, wenn Sie ein Tag FU-Präsidentin wären?

Für einen Tag alle Hierarchien der FU auf den Kopf stellen.

Was ist das Beste an der FU?

Das Allerbeste an der FU ist, dass sie aus einer studentischen Initiative hervorgegangen ist.

Was ärgert Sie am meisten an der FU?

Das größte Ärgernis für mich ist, dass das Selbstverständnis der Gründung der FU verlorengegangen ist.

Was loben ihre Freunde an Ihnen?

Vielleicht meine Beharrlichkeit.

Was können Sie an sich selbst nicht leiden?

Zu oft Recht haben zu wollen.

Welchen Traum wollen Sie sich unbedingt noch erfüllen?

Als Mittelbauvertreterin wünsche ich mir für uns eigenständige Forschung und Lehre. (Persönlich möchte ich die Wüste blühen sehen.)

IMPRESSUM

Herausgeber:

Das Präsidium der Freien Universität Berlin
ISSN 0944-0585

Redaktion:

Uwe Nef (verantwortlich)
Dr. Felicitas von Aretin
Ilka Seer
Niclas Dewitz
Anne Schillo

Layout und Gestaltung:

unicom Werbeagentur GmbH
www.unicommunication.de

Anschrift der Redaktion:

Kaiserswerther Straße 16-18
14195 Berlin
Tel.: 030/838-73180, -73181

Fax: 030/838-73192 und 030/8326561
E-Mail: nef@zedat.fu-berlin.de
Online-Ausgabe: <http://www.fu-berlin.de/fun>
Formatanzeigen:
unicom MediaService
Hentigstr. 14a, 10318 Berlin
www.hochschulmedia.de
Tel.: 65 26 - 42 77, Fax: 65 26 - 42 78,
E-Mail: fu@hochschulmedia.de
Gültige Anzeigenpreisliste: Nr. 26 v. 1.4.01

Nachdruck gegen Belegexemplar bei Quellen- und Autorenangabe frei.

Redaktionsschluss der Ausgabe 6/2001:

23. Mai 2001
Erscheinungstermin: 14. Juni 2001

Druck:

H. Heenemann GmbH & Co